

## REZENSIONEN

*Wihoda, Martin: Die sizilischen Goldbullen von 1212. Kaiser Friedrichs II. Privilegien für die Přemysliden im Erinnerungsdiskurs.*

Böhlau, Köln, Weimar, Wien 2012, 330 S., 14 Abb. (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii 33), ISBN 978-3-205-78838-6.

Am 26. September 2012 feierten die „Goldbullen von Sizilien“, drei vom jungen König Friedrich II. für Přemysl Otakar von Böhmen bzw. dessen Bruder, Markgraf Vladislav Heinrich von Mähren, ausgestellte und jeweils mit einem Goldsiegel versehene Privilegien, ihr 800jähriges Bestehen. Es waren die ersten Urkunden, die der junge Staufer, nach einer abenteuerlichen und nicht ungefährlichen Reise aus dem Königreich Sizilien nach Norden, auf dem Boden des römisch-deutschen Reichs, genauer in Basel, ausfertigen ließ. Die drei Urkunden sind noch im Original erhalten und werden heute im Nationalarchiv in Prag aufbewahrt.

Das Besondere an diesen drei Privilegien sind weniger die daran anhängenden Goldsiegel – die nach diesen oft „Goldbullen“ benannten Urkunden sind zwar selten, aber keineswegs singulär –, als vielmehr die Tatsache, dass mindestens eines von ihnen, so sagt Wihoda schon auf der ersten Seite seines Vorwortes, „zu einem festen Pfeiler des tschechischen Nationalbewusstseins und der tschechischen Staatlichkeit“ (S. 9) wurde. Jedes Kind in Tschechien hört in der Schule von diesen drei Goldbullen, und so kann es auch nicht verwundern, dass sich anlässlich der nur vier Tage dauernden Ausstellung dieser drei Urkunden, zusammen mit einer weiteren Goldbulle von Karl IV., sehr, sehr lange Schlangen von Besuchern vor dem Nationalarchiv in Prag bildeten. Urkunden, die jedem bekannt und zu einer – nicht unproblematischen – kollektiven Memoria geworden sind, sind ein Phänomen, das man in den meisten anderen europäischen Ländern vergeblich sucht.

Wihodas Monografie ist die deutsche Übersetzung einer bereits 2005 von ihm publizierten Arbeit<sup>1</sup> und schon diese löste nach ihrem Erscheinen eine Reihe von Kontroversen aus.<sup>2</sup> Da nun die Ergebnisse des Brünner Professors auch in deutscher Sprache vorliegen, dürften die Diskussionen um die drei geheimnisvollen Urkunden – geheimnisvoll, weil wir nahezu nichts über ihre Entstehung wissen – erneut ange-regt werden.

---

<sup>1</sup> *Wihoda, Martin: Zlatá bula sicilská. Podivuhodný příběh ve vrstvách paměti [Die Sizilische Goldene Bulle. Eine bemerkenswerte Geschichte in den Schichten der Erinnerung].* Praha 2005 (Edice historické myšlení 26).

<sup>2</sup> Siehe dazu zusammenfassend *Hruza, Karel: Die drei „Sizilischen Goldenen Bullen“ Friedrichs II. von 1212 für die Přemysliden. Zu einem neuen Buch, diplomatischen Fragen und einer „Historikerdebatte“ in der tschechischen Forschung.* In: *Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde* 53 (2007) 213-249.

Gegliedert ist die Monografie in sieben Kapitel, welche die sizilischen Goldbullens, ihre Entstehung und historische Einbettung sowie ihr Nachwirken ausführlich dokumentieren. Nach einem einleitendem Kapitel (S. 13-39), in welchem die zwei Jahrzehnte vor 1212, also die Zeit des Deutschen Thronstreits zwischen Philipp von Schwaben und Otto IV., sowie die Stellung des p̄emyslidischen Herrscherhauses in diesem „gespaltenen Reich“ (so die paraphrasierte Überschrift des Kapitels) dargestellt werden, untersucht der Autor in zwei Kapiteln die unmittelbaren Ereignisse, welche zur Urkundenausstellung in Basel geführt hatten, sowie die kanzleigeschichtliche Einordnung der drei Goldbullens: II. Stätte der Erinnerung (S. 40-71) und III. Erinnerung der Urkunde (S. 72-94). Spannend ist diese Untersuchung allemal, denn im Grunde wissen wir fast nichts über die Entstehung der Urkunde. Man muss vorausschicken, dass der Staufer Friedrich II. in Basel noch über keine funktionstüchtige Kanzlei verfügte und dass die bis dahin in seinem Namen ausgestellten Urkunden der sizilischen Tradition, also jener der normannischen Herrscher, folgten, welche sich sowohl in den äußeren wie auch in den inneren Merkmalen deutlich von der nördlich der Alpen etablierten salisch-staufischen Tradition unterscheidet. Die drei Goldbullens weisen nun Elemente sowohl der deutschen als auch der sizilischen und, dies ist im Folgenden wichtig, der päpstlichen Urkunde auf. Als Schreiber ist ein Henricus de Parisius genannt, der sonst nirgends in den Quellen nachgewiesen werden kann, und gerade dies, im Zusammenhang mit dem äußerst uneinheitlichen Urkundenlayout, führte in der Forschung zu zahlreichen Spekulationen und Deutungsansätzen, die Wihoda nicht nur ausführlich referiert, sondern um eine weitere These anreichert: Der genannte Henricus de Parisius könnte, neben den bisherigen Vermutungen, die seine Herkunft entweder aus dem Königreich Sizilien, Paris oder dem Kloster Pairis vermuten, ein öffentlicher Notar, eventuell aus Rom stammend, sein, der „die Regeln des kurialen Diktats beherrschte“ (S. 84). Diese These nun ist, und das ist letztlich das Schwierige an den Goldbullens, plausibel, muss jedoch Spekulation bleiben; genau wie die bisherigen Deutungsansätze. Zwar zeigt das Layout von zwei der drei Goldbullens in der Auflistung der Zeugen ganz deutlich den Einfluss des zeitgenössischen päpstlichen Privilegs, doch hätte der Nachweis des kurialen Diktats in den Goldbullens in Wihodas Monografie detaillierter vorgenommen werden müssen, um seine These noch klarer zu stützen.

In einem vierten Kapitel (Erinnerung in der Urkunde; S. 95-157) bereitet der Autor in einem *tour d'horizon* die Geschichte Böhmens in seinem Verhältnis zum deutschen Reich auf, und dies etwa für die Zeit um 1000 bis zur Ausstellung der Goldbullens 1212. Es dreht sich also nicht alles nur um die drei Urkunden, vielmehr bietet Wihoda eine ausführliche Schilderung der Beziehungen der böhmischen Herrscher zum Reich von der Ottonen bis zur Stauferzeit, kommt dabei aber immer wieder auf die Ereignisse im Jahr 1212 zurück, ohne dafür Konstrukte bemühen zu müssen.

„Ein nahezu legendäres Rätsel“ (so auch der Titel des ersten Abschnitts des fünften Kapitels) behandelt die in der tschechischen Forschung mindestens ebenso legendäre Streitfrage um das in der goldenen Bulle für den mährischen Markgrafen Vladislav Heinrich verliehene „Mocran et Mocran“ (S. 158-216). Und wieder ist zu konstatieren, dass man nichts Genaues weiß, dass aber die Spekulationen zahlreich

sind. Wihoda schlüsselt die unterschiedlichen Deutungen, die von einem verballhornten „Moraviam et Moraviam“ bis zu konkreten Besitzungen, etwa Mockern bei Altenburg, reichen, detailliert auf und scheut sich auch nicht, klar zu fixieren, dass man „kaum zu einem vorbehaltlosen Ergebnis kommen“ (S. 215) kann. Also muss sich der Historiker auch hier mit nachvollziehbaren, jedoch nicht endgültig belegbaren Vermutungen zufriedengeben.

Die Wirkung der sizilischen Goldbullen in den folgenden Jahrhunderten, vor allem bis in die Zeit Karls IV., wird im anschließenden Kapitel (VI. Urkunde in der Erinnerung; S. 217-252) dargestellt. Der Autor kommt darin zu dem – aus deutscher Sicht – eher erstaunlichen Ergebnis, dass die Baseler Privilegien weder für die Jahre unmittelbar nach ihrer Ausstellung (so etwa 1216 bei der Bestätigung der Wahl des Königssohnes Wenzel zum böhmischen König durch Friedrich II.) noch unter Karl IV. eine ausschlaggebende Bedeutung für das politische Handeln der böhmischen Herrscher hatten, hingegen sehr wohl für das Bewusstsein der Tschechen ab dem Ende des 19. Jahrhunderts, womit sich der Kreis um die sizilischen Goldbullen schließt (VII. Bedeutung und Bewertung; S. 217-260). Dass diese zum „Legitimationsmythos“ und zum „unzweifelhaften Denkmal der böhmischen Staatlichkeit“ (S. 257) werden konnten, ist, so Wihoda, nahezu ausschließlich den Schulbüchern der letzten 100 Jahre zu verdanken. Eine solche Inanspruchnahme birgt Gefahren in sich, die Wihoda anklingen lässt, während er sich aber von jeder subjektiven Bewertung fernhält. Ein Anhang mit dem Abdruck der Texte der drei Goldbullen, einer Stammtafel, einem ausführlichen Literaturverzeichnis sowie einem Personenregister schließen den Band ab.

Was ganz allgemein den Aufbau der Monografie betrifft, so ist die Übersetzung ins Deutsche durchwegs gelungen. Ein wenig Befremden rufen die bisweilen in Klammern gesetzten Fragezeichen hervor, da der Leser die Problematik der jeweiligen Passage ohne Kommentierung nicht immer nachvollziehen kann. Begrüßenswert sind die ausführlichen Quellenbelege in den Anmerkungen; das Verhältnis von Fließtext zu Fußnotenapparat kann dann zwar mitunter das Verhältnis 2:1 überschreiten, doch hat man den Nachweis durch die Überlieferung auch immer gleich parat.

Die Übersetzung von Wihodas 2005 erschienener Arbeit ist eindeutig eine Bereicherung für die deutschsprachige Mediävistik. Sie rückt drei Urkunden in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen (dies gerade für die Diplomatiker von höchstem Interesse) und ist gerade aufgrund der breit angelegten Darstellung der Beziehungen der böhmischen Herrscher zum Westen, einmal von einer für die deutschsprachige Forschung ungewöhnlichen Perspektive aus betrachtet, von großem Wert. Es bleibt zu hoffen, dass die Geheimnisse um die drei Goldenen Bullen zu weiteren Überlegungen, jetzt also in der deutschsprachigen Forschung, Anlass geben.

*Suckale, Robert: Klosterreform und Buchkunst. Die Handschriften des Mettener Abtes Peter I. München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 8201 und Clm 8201d.*

Michael Imhof Verlag, Petersberg 2012, 239 S., 92 SW-Abb., 175 Farbtafeln, ISBN 978-3-86568-723-4.

Die Verbindungen zwischen Klosterreform und Buchkunst werden in ordens- und klostergeschichtlichen sowie kunstgeschichtlichen Arbeiten zwar oft angesprochen, umfassend thematisiert hat sie bisher jedoch nur Robert Suckale, der frühere Inhaber der Lehrstühle für Kunstgeschichte an der Universität Bamberg und der Technischen Universität Berlin. Bei der vorliegenden Handschriftenmonografie handelt es sich um seine 1975 von der Philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München unter dem Titel „Untersuchungen zu den Mettener Handschriften (Clm 8201 und Clm 8201d)“ angenommene Habilitationsschrift. Diese war bisher nur in einigen Bibliotheken als Fotokopie zugänglich, und das ohne Abbildungen. Für den Druck hat der Verfasser sie nun sorgfältig überarbeitet und an einigen Stellen – insbesondere bei den Transkriptionen der lateinischen Inschriften – auch gekürzt, weshalb zu letzteren weiterhin auf die Fotokopien zurückzugreifen ist.

Die beiden Handschriften, die im Mittelpunkt der Untersuchung stehen, wurden 1414 und 1415 im Auftrag des Mettener Reformabtes Peter I. (1388/89-1427) von Prager Künstlern geschaffen, deren Namen unbekannt sind. Von der Benediktinerabtei Metten unweit der Donau am Südrand des Bayerischen Waldes aus gelangten sie während der Säkularisation 1803 in den Besitz des bayerischen Staates. Heute werden sie in der Staatsbibliothek München verwahrt. Der zuerst entstandene Codex mit der Regel des heiligen Benedikt und einigen aszetischen Texten (Clm 8201d, in der Arbeit als „Regelcodex“ bezeichnet) und der als geistliche Enzyklopädie aufgebaute folgende Sammelband (Clm 8201, in der Arbeit als „Kompendium“ bezeichnet) stellen nach Suckale das „vielleicht bedeutendste Ensemble der Buchmalerei in Bayern aus dem frühen 15. Jahrhundert“ dar (S. 228). Im opulenten Bildteil der Druckausgabe sind alle farbigen Miniaturen in hervorragender Bildqualität wiedergegeben, die des „Regelcodex“ ungefähr in Originalgröße, die des Kompendiums ungefähr um ein Drittel verkleinert, von den Text- und Initialseiten eine repräsentative Auswahl.

Der Textteil der Publikation ist in fünf Abschnitte gegliedert: Im ersten wird die Benediktinerabtei Metten um 1400 vorgestellt, es folgen eine codicologische Kurzbeschreibung der beiden Handschriften, die Ikonographie und Deutung des Benediktzyklus und des Kompendiums sowie ein Kapitel über „Die Maler der Mettener Codices und ihre Kunst“. Das Buch enthält neben den üblichen Anhängen auch ein Personen-, Ortsnamen- und Sachregister sowie eine Auflistung der Lagerorte. Der anschließende Bildteil weist eine eigene Zählung der Farbtafeln auf.

Im ersten Abschnitt skizziert Suckale das geografische, politische, kirchliche und monastische Umfeld sowie die wirtschaftlichen Verhältnisse des Klosters zur Zeit Abt Peters I. Besondere Hervorhebung verdient das umfangreiche Netz von Verbüderungen, das Metten bis 1429 mit 29 Klöstern verband, darunter mit Niederalteich (bereits seit 1312), Oberalteich (seit 1314) sowie Kastl (seit 1327) und Reichenbach (seit 1331), den beiden später als Reformklöstern herausragenden benedik-

tinischen Kommunitäten in der Oberpfalz. Wirtschaftlich stand Metten beim Amtsantritt des früheren Oberalteicher Mönchs, Pförtners und Cellerars Peter vor dem Ruin; offensichtlich wurde Peter vor allem als Wirtschaftsfachmann aus dem unter Abt Peter Ursenbeck in wirtschaftlicher, geistiger und künstlerischer Hinsicht blühenden Kloster Oberalteich nach Metten berufen.<sup>1</sup> Bereits in Oberalteich war der nunmehrige Abt Peter I. von Metten als Auftraggeber von Tafelbildern über die Schenkung einer Kreuzreliquie durch Graf Albert von Bogen, den Stifter von Oberalteich, hervorgetreten. In seiner Amtszeit in Metten wurden im Klosterbereich mehrere Kapellen neu errichtet oder renoviert, darunter in curia eine Kapelle zu Ehren der Arma Christi und der Heimsuchung Mariae, was auf eine enge Beziehung zu den in Böhmen eingeführten Festen schließen lässt. Nach der Sanierung der Wirtschaft ließ Abt Peter ein Kopialbuch der Privilegien und anderen wichtigen Dokumente sowie eine Abschrift des Traditionsbuchs aus dem Ende des 13. Jahrhunderts (mit Nachträgen der späteren Güterübertragungen) anlegen (1407 bzw. 1412). Der Regelcodex und das Kompendium waren offensichtlich der letzte große Auftrag Abt Peters; dafür spricht nach Suckale die Tatsache, dass sie nicht ganz vollendet wurden (S. 15). Suckale zählt Abt Peter zu den kunstsinnigen Äbten seiner Zeit; die beiden Handschriften sind ihm zufolge „das eigentliche Zeugnis seines Mäzenatentums und seiner Kunstliebe“ (ebd.) und ein von ihm für sich selbst errichtetes „Monument“ (S. 129). Peters andere Stiftungen, insbesondere seine Kapellen, sind nicht erhalten. Die Bibliothek des Klosters diente nach Ausweis der sonstigen erhaltenen Handschriften aus der Zeit bis zum Abbatat Peters I. vornehmlich der Unterrichtung der Novizen und der Vorbereitung der Predigt (S. 10 mit S. 170, Anm. 27).

In den beiden letzten Kapiteln des ersten Abschnitts geht Suckale auf die Lage der süddeutschen Klöster im 14. und 15. Jahrhundert sowie auf die Klosterreformen jener Zeit im bayerisch-oberpfälzischen Raum – die Kastler, Melker und Bursfelder Reform der Benediktinerklöster, die Raudnitzer Reform der Augustiner-Chorherrenstifte und schließlich auf die Stellung Mettens im Umfeld der Klöster dieser Reformrichtungen ein. Oberalteich gehörte nach Suckale zu den aus sich selbst heraus reformierten Klöstern und strahlte mit der Persönlichkeit Peters auf Metten aus. Dieses schloss sich erst nach 1482 der Tegernsee-Melker Observanz an, Oberalteich erst 1492 der Kastler Observanz; Niederalteich blieb von einer Bindung an eine bestimmte Reformrichtung ganz frei (S. 19 mit S. 177, Anm. 149). Die Kernanliegen der Reformen – Einhaltung der Regel und monastischen Disziplin, würdige Gestaltung der Liturgie und Pflege der Studien – bestimmten das Leben in reformwilligen Klöstern allgemein, auch über die durch den Anschluss an eine spezifische Reformrichtung vorgegebenen Regelungen im einzelnen hinaus. Im Rahmen der vielfachen Bemühungen der Reformen um die Benediktregel und die vertiefte Kenntnis und bildliche Darstellung des Lebens des hl. Benedikt nimmt Metten mit den beiden Codices zu Beginn des 15. Jahrhunderts einen wichtigen Platz ein, wie auch der Katalog der zur 1500. Wiederkehr der Geburt des Mönchsvaters 1980/81 von der

---

<sup>1</sup> Zur Geschichte von Peters Proflesskloster jetzt: *Neueder*, Hans: Oberaltaich. Geschichte eines bedeutenden bayerischen Benediktinerklosters. Regensburg 2012.

Staatsbibliothek München veranstalteten Ausstellung „Die Benediktregel in Bayern“ von Hermann Köstler und Hermann Hauke erkennen ließ.<sup>2</sup> Im Hinblick auf die Prager Herkunft der Meister der Mettener Codices und die im Kompendium an vielen Stellen vorkommenden Beziehungen zu Böhmen weist Suckale hier auf die besondere Bedeutung der von Böhmen in die oberpfälzischen und bayerischen Klöster ausstrahlenden Reform hin (S. 18; S. 176, Anm. 129); die folgenden Ausführungen dazu sind teilweise ergänzt.<sup>3</sup>

In Břevnov bei Prag und Kladrau (Kladruhy) bei Pilsen (Plzeň) waren in Fortführung älterer Reformansätze zu Ausgang des 14. Jahrhunderts unter herausragenden Äbten zwei wichtige Zentren der Klosterreform entstanden. Abt Divissius II. von Břevnov (1385-1409) nahm seit 1392 als Visitor eine führende Rolle unter den böhmisch-mährischen Benediktinerabteien ein; in Kladrau hatte Abt Razek III. (1372-1393) die Reform getragen, die allerdings 1393 im Zusammenhang mit der von König Wenzel IV. geplanten Bistumsgründung in Pilsen unterbrochen wurde. Divissius von Břevnov und der wohl aus Břevnov oder Kladrau nach Kastl entsandte Mönch Franciscus Bohemus († nach 1405) unterstützten die im letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts auf Initiative Kurfürst Ruprechts II. von der Pfalz (1390-1398) in Kastl und im alten diepoldingischen Hauskloster Reichenbach am Regen begonnenen Reformbestrebungen. In Kastl entstanden unter Abt Otto II. Nortweiner (1378-1399) die „*Consuetudines Castellenses*“, deren erste Redaktion wohl 1391 vorlag. Franz von Böhmen, der in der Liste der Kastler Mönche von 1399 als Subprior genannt wird, gilt als die führende Persönlichkeit des Kastler Reformkreises. Er hatte zu Beginn der 1390er Jahre im italienischen Reformzentrum Subiaco persönlich Erkundigungen über den habitus monachalis eingeholt und verfasste u. a. ein „*Opusculum de monacho ad exemplum Christi crucifixo*“. Neben ihm wirkte der 1399 als Prior belegte Mönch Johannes von Kastl († nach 1426) maßgeblich am Reformwerk mit. Er hatte 1388 an der Prager Universität das artistische Bakkalarat erlangt, schloss um 1400 den wohl insgesamt umfangreichsten, bisher in 25 Handschriften nachgewiesenen Kommentar zur Benediktregel („*Expositio super regulam sancti Benedicti*“) ab und vollendete 1410 einen Traktat „*De lumine increato*“. Als sein letztes Werk gilt der wohl im Zusammenhang mit der Visitation des Klosters Weihenstephan bei Freising 1426 stehende Brieftraktat „*Clenodium religiosorum*“, den er von Weihenstephan aus an den der Raudnitzer Reform zugehörigen Augustiner-Chorherrn Johannes Rothuet (1382-1470) in Indersdorf schickte.

Der die Benediktregel in lateinischer und deutscher Sprache und den Bilderzyklus

<sup>2</sup> München 1980, Kat. Nrn. 8 und 9, S. 27 f.

<sup>3</sup> Dazu: *Hledíková*, Zdeňka: Benediktini v českých zemích ve středověku [Die Benediktiner in den böhmischen Ländern im Mittelalter]. In: *Bláhová*, Marie / *Hlaváček*, Ivan (Hgg.): *Břevnov v českých dějinách* [Břevnov in der böhmischen Geschichte]. Praha 1997, 7-24, hier 16-18; *Machálek*, Franz: Monastische Beziehungen und Reformbestrebungen der Benediktiner in den böhmischen Ländern bis zum Beginn der hussitischen Revolution. In: *Jung*, Norbert / *Machálek*, Franz / *Seit*, Stefan (Hgg.): *Fides – Theologia – Ecclesia*. Festgabe für Ernst Ludwig Grasmück. Frankfurt/Main 2012, 123-163, hier 140-142 (Bamberger Theologische Studien 37).

zum Leben des hl. Benedikt enthaltende Regelcodex (Clm 8201d) bildet die Grundlage des von Abt Peter I. seinem Kloster im Zug der Reform zgedachten zweiteiligen „belehrenden Programms“ (S. 24), das geistliche Kompendium (Clm 8201) den ergänzenden zweiten Teil dieses Programms. Diente der Regelcodex vor allem zum Vorlesen bei Tisch und im Kapitelsaal, so wurde das Kompendium zur geistlichen Betrachtung durch einzelne Mönche und allgemeinen Belehrung (S. 128 f.) genutzt. Nach den Initien der Merkverse zu den Bildern der Benediktivita repräsentiert der Mettener Regelcodex den sogenannten Bis-bini-Typus; die Bilder sind nicht als Illustration der Regeltexte zu verstehen, sondern als eigenständiger Bilderzyklus (S. 24-32). Die mit den Merkversen eingeleiteten Beschreibungen der einzelnen Bilder enthalten jeweils knappe Angaben zu deren Ikonographie und darauf eingehende knappe Deutungen (S. 32-53). Die in das enzyklopädische Kompendium aufgenommenen Texte und dazugehörigen Miniaturen werden im anschließenden Abschnitt, dem umfangreichsten des Buches, beschrieben (S. 56-128). Enthalten sind solche u. a. zur Hostienmühle, eine „Biblia pauperum“, Lehrfiguren zu Innozenz' III. Traktat „De missarum mysteriis“, eine Sammlung von Schemata zum Messopfer, Figuren zur „Sponsa Christi, Filia Babylonis misera“ und Frau Welt, zu einem „Speculum theologiae“ (von Suckale als Geistlicher Obstgarten betitelt), zur Nachkommenschaft der heiligen Anna, zur Kreuzigung, zum Baum der biblischen Bücher und zur Genealogie Christi des Petrus von Poitiers. Im Anschluss an einen allgemeinen Überblick über die Verbreitung geistlicher Kompendien würdigt Suckale die Funktion von Didaxe und Mnemotechnik im Mittelalter und ihre besonderen Darstellungsformen in der Kunst: Die didaktischen Bilder und Zeichnungen sollten danach nicht nur belehren, sondern zugleich auch Kunst sein, deren Betrachtung ästhetisch befriedigte (S. 129-131). Nachdrücklich hebt Suckale die Bedeutung der retrospektiven Gesinnung in den mittelalterlichen Reformprozessen in den Klöstern allgemein hervor, die ihren Ausdruck vielfach gerade in aus Klöstern der Benediktiner und ihrer Zweige stammenden Kunstwerken fand (S. 132-139). Das Phänomen wurde zwar immer wieder beobachtet, systematisch jedoch noch nicht aufgearbeitet.<sup>4</sup> Für Metten bietet das Kompendium hierfür ein gutes Beispiel, wozu Suckale u. a. auf die Wiederverwendung eines älteren Buchdeckels hinweist (S. 56-60, 133, Taf. 84).

Der kunsthistorischen Einordnung der Maler der beiden Mettener Handschriften im letzten Abschnitt des Buches schickt Suckale zum Teil sehr eingehende Ausführungen zum Verhältnis von Auftraggeber und Thematik, Werk und Vorlage, Maltechnik und Werkprozess, Farbe und Licht, Figurenbildung und Komposition voraus (S. 140-163), die durch die Beobachtungen an und Vergleiche mit zeitgenössischen Werken von grundsätzlicher Bedeutung für allgemeine Aussagen über Bildtypus und Stil über die beiden Codices hinaus sind. Darauf aufbauend legt Suckale

<sup>4</sup> Auf vergleichbare Tendenzen in der Barockzeit haben in jüngster Zeit u. a. an Beispielen aus böhmischen Klöstern hingewiesen: *Herzog, Markwart/Weigl, Huberta* (Hgg.): *Mittel-europäische Klöster der Barockzeit. Vergegenwärtigung monastischer Vergangenheit in Wort und Bild*. Konstanz 2011 (Irseer Schriften. Studien zur Wirtschafts-, Kultur- und Mentalitätsgeschichte N.F. 5), dazu die Besprechung in: *Bohemia* 52 (2012) H. 2, 412-414.

im Schlusskapitel des Abschnitts die zuvor bereits an zahlreichen Stellen angesprochenen künstlerischen Bezüge zur Prager Buchkunst in der Zeit König Wenzels IV. um 1400 näher dar (S. 163-168). Die Monatsbilder in dem heute in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien aufbewahrten Hasenburg-Missale (cod. 1850, um 1409/10) stammen nach Suckale von einem damals noch in untergeordneter Position in der Prager Werkstatt des sogenannten Josua-Meisters agierenden Maler der Mettener Codices (S. 164 f.). In der Maltechnik und Landschaftsmalerei stand dieser neben dem Kreis um den Josua-Meister dem Meister des Martyrologiums von Girona nahe, in der Farbgebung dem Maler des Hasenburg-Missales. Suckale nimmt an, dass er zu den Emigranten zählte, die Böhmen im Zuge der eskalierenden Auseinandersetzungen um den Hussitismus nach Erlass des Kuttenberger Mandats von 1409 verließen. Bevorzugte Anlaufstelle war das seit der Zeit Kaiser Karls IV. mit Prag in besonderer Weise verbundene Nürnberg, wo sich bis heute zahlreiche „böhmische“ bzw. an böhmischen Vorbildern orientierte Handschriften befinden. Henrik Cornell wies bereits 1925 in einer Arbeit über die „Biblia pauperum“ auf Ähnlichkeiten mit den Mettener Handschriften hin. Die Mettener Bilder verbindet mit den „Satellitenwerkstätten“ rund um die böhmischen Länder letztlich nur der allgemeine Stilhabitus. Die spätere Tätigkeit der Wanderkünstler aus Böhmen bleibt im Dunkeln, ihre Miniaturen und Zeichnungen sind ebenso verloren wie die anderen Kunstwerke, die als Aufträge Abt Peters I. von Metten genannt werden (S. 165-168). Die beiden mit seinem Namen verbundenen Handschriften nehmen kunsthistorisch eine isolierte Stellung ein; nach Suckale handelt „es sich bei ihnen im Zusammenspiel von Abt und Künstlern um eine einzigartige Leistung [...], die einen Ehrenplatz in der Kunstgeschichte verdient“ (S. 168).

Dem Autor, der Abtei Metten, der Staatsbibliothek München und ihrer Fotostelle, dem Imhof Verlag und nicht zuletzt Suckales Ehefrau Gude Suckale-Redlefsen, der das Werk gewidmet ist, sind zu dessen Erscheinen zu gratulieren. Über den Ertrag für die Kunstgeschichte, speziell die Ikonographie, und die Geschichte der benediktinischen Reformen um 1400 hinaus hat es mit dem Kompendium für die Kenntnis des monastischen Lehrbetriebs und den zu dieser Zeit in den Reformklöstern in vielfältiger Weise gepflegten Frömmigkeitsformen geradezu den Charakter eines Handbuchs.

Erlangen

Franz Machilek

*Birngruber, Klaus / Schmidt, Christina (Hgg.): Adel, Burg und Herrschaft an der „Grenze“: Österreich und Böhmen. Beiträge der interdisziplinären und grenzüberschreitenden Tagung in Freistadt, Oberösterreich, vom 26. bis 28. Mai 2011.*

Oberösterreichisches Landesmuseum, Linz 2012, 240 S., zahlr. Abb. (Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 34), ISBN 978 - 3 - 85474 - 269 - 2.

Schon seit Jahren erfreut sich die Geschichte des Adels eines nicht versiegenden Interesses in der Fach- wie der Laienöffentlichkeit. Nachdem lange Zeit überwiegend Quelleneditionen und positivistische Arbeiten erschienen, entstehen nun auch Studien, die sich mit Aspekten der Kultur- und Alltagsgeschichte des Adels befassen.



Den Anstoß für solche neuen Trends gaben oft wissenschaftliche Konferenzen, die nicht nur neue Fragen aufwarfen, sondern auch die Methodendiskussion anregten.

Auch der vorliegende Sammelband zu „Adel, Burg und Herrschaft an der ‚Grenze‘: Österreich und Böhmen“ ist das Resultat einer Tagung. Der Band, der sich primär dem Mittelalter widmet, bewegt sich an der Grenze zwischen historischen und archäologischen Studien und verbindet diese geschickt. Er umfasst vierzehn Studien von Historikern aus der Tschechischen Republik und Österreich, die gemeinsam ein Bild des Adels, seiner Residenzen und seines Vermögens zeichnen. Jeder Studie sind ein Literaturanhang und ein tschechisches Resümee beigelegt. Der Tagungsband bietet ein breites Spektrum von Perspektiven auf die untersuchte Problematik, ist aber von einer gewissen Zersplitterung und methodologischen Uneinheitlichkeit geprägt.

Die erste Studie unter dem Titel „Adel, Burg und Herrschaft im Unteren Mühlviertel“ von K. Birngruber, A. Kaltenberger, T. Kührtreiber und C. Schmid setzt sich mit der Entwicklung des Adels in der Zeit des Hochmittelalters in der Region des Unteren Mühlviertels auseinander. Neben einer Einleitung in das Thema des Sammelbandes legen die Autoren den Lesern eine übersichtliche Darstellung über die Entwicklung des Besitzes (primär in der Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts) in dieser Region an der böhmisch-österreichischen Grenze vor.

Die Studie von F.-R. Erkens „Bischöfliche Herrschaft in Nordwald. Der Passauer Bischöfe herrschaftliche Präsenz im Norden der Donau“ scheint auf den ersten Blick nicht so recht in das Buch zu passen. Doch korrigiert die Lektüre diesen Eindruck rasch: Schließlich hatten die Passauer Bischöfe in dieser Region eine außerordentliche Stellung und pflegten engste Beziehungen zu Oberösterreich und Südböhmen.

S. Felgenhauer-Schmiedt gibt in ihrem Beitrag über „Herrschaftszentren und Adelsitze des 10. bis 13. Jahrhundert im nördlichen Waldviertel“ einen Überblick über die archäologischen Ausgrabungen, hauptsächlich im oberösterreichischen Thaya-Gebiet und in der Nähe der Stadt Raabs.

Ganz anders angelegt ist die Arbeit von R. Zehetmayer „Zur Struktur des Adels im nördlichen Wald- und Weinviertel bis um 1150“. Sie beschäftigt sich vorrangig mit der Formung des Adels am Anfang des 12. Jahrhunderts, und vor allem mit den Aktivitäten der einflussreichen Magnaten im Gebiet des Wald- und Weinviertels. Auf ihren Höfen entwickelte sich nämlich nach und nach eine umfangreiche – allerdings stark hierarchisierte – Klientel (Gefolgsleute), die genau wie ihre Herren schrittweise begann, ihre eigenen Sitze und Domänen zu bauen.

Eine ähnliche Perspektive hat auch die Studie von L. Jan „Zur Frage der Entstehung des böhmisch-mährischen Adels und der Entwicklung großer Herrschaftskomplexe in Grenzgebieten“. Jan beschäftigt sich mit der Umstrukturierung der Stützpunkte der Herrschaftsmächte in der untersuchten Region, in der die böhmischen und österreichischen Herrscher ab Anfang des 13. Jahrhundert ihren treuen Adeligen umfangreiche dünn oder unbesiedelte Gebiete überließen.

Der Beitrag von E. Gruber stellt dann Freistadt „zwischen Landesherrschaft, Adel und Bürgerschaft“ in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit: Die Stadt liegt auf einer wichtigen südnördlichen Verbindungsstrecke und stellt ein wichtiges Verwaltungs- und Machtzentrum Oberösterreichs dar. Primär auf archäologische Forschungen

stützt sich die Studie von R. Krajíc über die Burg Tabor und ihrer Entwicklung „vom königlichen Herrschaftszentrum zum Befestigungselement der Hussitenstadt“. Krajíc biete einen Überblick über die ältere Forschung wie auch neueste Erkenntnisse zur Entwicklung des Burggeländes, das die Grundlage für eines der wichtigsten Zentren der Hussitenbewegung in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde.

Zurück zum Thema der Patrone und der Klientel, diesmal in der südböhmischen Region, geht es in der Arbeit von R. Novotný über die Rosenberger und den südböhmischen Niederadel. Exemplarisch schildert der Autor die Beziehungen zwischen dem mächtigsten böhmischen Adelsgeschlecht und seiner Klientel, deren Grundlage das Netz der seit dem 13. Jahrhundert errichteten Rosenberger Sitze in Südböhmen bildeten. Mit den Herren von der fünfblättrigen Rose befasst sich auch die Studie von Z. Gersdorfová, die die Burg Krumau vom 13. Jahrhundert, als sie Sitz eines Zweigs der Witigonen wurde, bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts vorstellt, als sie in den Besitz der Rosenberger gelangte. Der Beitrag verbindet traditionelle historische und archäologische Forschung mit neuen Methoden der Datenauswertung und -interpretation.

Den Adelssitzen widmet sich auch die Arbeit des vor kurzer Zeit verstorbenen T. Durdík und seines Kollegen P. Chotěbor „Festen und kleine Burgen als Sitze des Niederadels in Böhmen“. Als eine der wenigen gilt sie nicht primär dem böhmisch-österreichischen Grenzgebiet, bietet dafür aber eine typologische Übersicht von Adelssitzen, die an der Grenze zwischen den Burgen und den Festen stehen.

Mit einer bauhistorischen Analyse von zwei südböhmischen Festen (Sudkův Důl und Cuknštejn), die während der Regierung Vladislavs II. entstanden sind, und mit ihrer folgenden Entwicklung, befasst sich die Studie von M. Rykl. Auf der Grundlage der bisherigen Erkenntnisse über die Entwicklung beider Sitze gelangt der Autor zu Aussagen über die Position der Besitzer beider erforschter Bauobjekte in der Gesellschaft.

Überblickscharakter hat die Studie von V. Knoll und T. Karel über „Adelssitze im Egerland“. Der Aufsatz thematisiert mit dem Egerland eine weitere „Grenzregion“, die allerdings erst im Jahr 1322 zum festen Bestandteil des Königreichs Böhmen wurde, wobei sie einen besonderen Rechtsstatus erhielt. Knoll und Karel stellen die wesentlichen Charakteristika der Sitze der Egerer Ministerialen und des nach diesen auftretenden Adels ministerialischer Herkunft dar und vergleichen diese mit anderen bedeutenden Standorten auf dem Territorium der Tschechischen Republik.

Der einzige in englischer Sprache verfasste Beitrag von P. Kasl „Small Feudal Settlements and Their Relations to Mining of Mineral Resources in the West of Bohemia“ ist eine Einführung in die Methodologie und Forschungsmöglichkeiten im Bereich der Beziehungen zwischen dem Bau von kleinen Sitzen und der Eisenerzgewinnung in der Umgebung von Rokycany (Rokitzan) und Spálené Poříčí (Brennporitschen).

Die letzte Studie von J. Klápště „Adel, Burg und Herrschaft – eine ewig strittige Problematik der tschechischen Mediävistik?“ geht auf die stürmischen Diskussionen ein, die in der historischen community über das Thema seit geraumer Weile geführt werden. Am Beispiel von Diskussionen über die Bauherren der Burgen Jindřichův Hradec (Neuhaus) und Rýzmburk (Riesenburg) sowie des Streitfalls über die An-

fänge der Burg Perštejn (Borschenstein) diskutiert Klápště einige der strittigen Fragen und formuliert Lösungsvorschläge. Im Exkurs geht er auf die Entstehung der Burg Pímda (Pfraumberg) ein und argumentiert, dass die Forschungskontroverse nur mithilfe vergleichender Studien gelöst werden kann, die über die heutigen Staatsgrenzen hinausgehen und so etablierte Stereotypen überwinden.

Hier liegt eine Publikation vor, die eine Reihe von Fragen beantwortet und gleichzeitig neue Forschungsfragen aufwirft. Sie wird in Forschungen zur Geschichte des mittelalterlichen Adels nicht unberücksichtigt bleiben können.

Prag

Jan Županič

*Hlobil, Tomáš: Geschmacksbildung im Nationalinteresse. Die Anfänge der Prager Universitätsästhetik im mitteleuropäischen Kulturraum 1763-1805.*

Wehrhahn, Erlangen 2012, 462 S., 5 Abb., (Bochumer Quellen und Forschungen zum 18. Jahrhundert 2), ISBN 978 - 3 - 86525 - 247 - 0.

Tomáš Hlobil, Professor am Lehrstuhl für Ästhetik der Karlsuniversität Prag und am Lehrstuhl für Theater-, Film- und Medienwissenschaft der Palacký-Universität in Olomouc, hat eine gewichtige Studie zur Verankerung der Ästhetik als universitäres Fach in Prag vorgelegt. Ausgehend von Carl Heinrich Seibt und August Gottlieb Meißner analysiert Hlobil die Genese der Prager Universitätsästhetik im späten 18. Jahrhundert, deren Beginn mit der Einrichtung des Lehrstuhls für schöne Wissenschaften (später umbenannt in Lehrstuhl für Ästhetik und klassische Literatur) 1763 datiert wird. Die Etablierung ist Teil der thesianisch-josephinischen Universitätsreform, die aus jesuitisch dominierten und auf Aristoteles orientierten Bildungsanstalten in lateinischer Sprache moderne Fakultäten schuf, „die in deutscher Sprache unterrichteten und in allen Disziplinen die Ergebnisse der aufklärerischen Philosophie“ vertraten (S. 17).

In der Monografie werden drei Zugänge verfolgt: Hlobil verankert zunächst die Prager Universitätsästhetik im Kontext der europäischen, vor allem deutschen Ästhetik. Ferner wird die Entstehung des Lehrstuhls für schöne Wissenschaften analysiert, woran sich eine Einschätzung der Prager Ästhetik im Kontext der böhmischen Kulturtradition anschließt. Die Ästhetik war in den Augen der böhmischen Landespatrioten offenbar „lange Zeit eine unerwünschte Vorhut der deutschen Literatur im böhmischen, also nichtdeutschen Milieu“ (S. 33).

Hlobil betrachtet die Universitätsreform in der Habsburgermonarchie, wobei ein besonderes Augenmerk auf die josephinische Phase unter Gerard van Swieten gelegt wird, der von einer „aufklärerisch-optimistischen Auffassung vom Nutzen der Künste für Bildung und Erziehung“ (S. 50) geleitet war. Van Swieten betrachtete „die Ästhetik als unverzichtbaren Teil des integralen Ganzen philosophischer Studien“ (S. 51), ein Konzept, das sein Sohn Gottfried, Spiritus rector der Universitätsreform, umsetzte. Hlobil spricht von einem Institutionalisierungsschub für die Ästhetik im Rahmen der postjesuitischen thesianischen Reform (S. 65). Dem neuhumanistischen Ideal des Vaters verlieh Gottfried eine moderne aufklärerische Prägung mit dem Ziel, gelehrte Beurteiler von Kunst auszubilden. Allerdings geriet mit der Revi-

sion der josephinischen Reformen unter Leopold II. und Franz II. auch die universitäre Ästhetik mangels lebenspraktischen Nutzens und aufgrund ihrer Konnotation mit einer idealistischen Metaphysik, die im Habsburgerreich wissenschaftspolitisch bekämpft wurde, unter Druck.

Ausgehend von den Vorlesungsverzeichnissen vergleicht Hlobil die Ästhetik-Lehre an den protestantischen Universitäten Halle und Leipzig mit der Universität Würzburg und mit Prag, der ersten Hochschule in der Habsburgermonarchie, an der das Fach Ästhetik (zunächst unter der Denomination „Schöne Wissenschaften“) eingerichtet wurde. Konstatiert wird zwar ein „dynamisierender und modernisierender Zug der Prager Ästhetik“ (S. 103), doch wurde das Fach von nur einem Dozenten (nach Seibt von August Gottlieb Meißner) gelesen.

Die Einrichtung eines Lehrstuhls für schöne Wissenschaften in Prag ist mit Seibt verbunden, dessen Konzeption von Ästhetik anhand seines Gesuches um die Ernennung zum Professor für schöne Wissenschaften, seiner Antrittsvorlesung von 1763 und seiner Lehrveranstaltungen untersucht wird. Seibt, in der Tradition des Jansenisten Charles Rollin sowie seiner Leipziger Lehrer Johann Christoph Gottsched und Christian Fürchtegott Gellert, vertrat eine Auffassung von Ästhetik, die den Intellekt entwickeln und die Sitte verbessern sollte – somit ein breites neohumanistisches Verständnis von schönen Wissenschaften, die als Propädeutik für weitere Fächer dienen sollten. Hlobil erkennt bei Seibt eine sehr breit angelegte, eine neohumanistische, eine ästhetische, eine literarische und eine schöngeistige Auffassung von schönen Wissenschaften, die „zur seelischen und verstandesmäßigen Glückseligkeit der Menschen geschaffen und nicht vom Gemeinwohl des Staates zu trennen“ seien (S. 167).

Hlobil wendet sich dann August Gottlieb Meißner zu, der seine Prager Antrittsvorlesung 1785 hielt. In den fast zeitgleichen Antrittsvorlesungen von Friedrich August Clemens Werthes (Pest), Johann Jakob Haan (Trier), Ferdinand Franz Wallraf (Köln), Eulogius Schneider (Bonn) sowie Seibt (Prag) findet man neben einer ethischen Legitimation der Ästhetik, die der Zivilisierung der Sinnlichkeit und der Habitualisierung der Tugend diene (S. 223), auch anthropologische und politische Argumente sowie kognitive, wenn etwa Seibt den Beitrag der schönen Wissenschaften in der „Verbesserung der drei Erkenntnisvermögen – Verstand, Einbildungskraft und Gedächtnis“ proklamiert (S. 223). Von einer derartigen Argumentation ist in Meißners Antrittsvorlesung nichts zu erkennen, der überhaupt nicht näher auf Fragen der Ästhetik eingeht. Zur Erklärung stellt Hlobil zwei Hypothesen auf. Zum einen könnte die Absicht des Protestanten Meißner darin bestanden haben, bezüglich der politisch umstrittenen Ästhetik Neutralität zu wahren, zum anderen könnte der von Seibt betriebene Postentausch eine Rolle gespielt haben. Meißner war ursprünglich für Philosophie berufen worden, musste aber kurzfristig mit dem Lehrstuhl für Ästhetik vorliebnehmen, so dass möglicherweise für eine Umarbeitung der Antrittsvorlesung keine Zeit mehr blieb. Eine Rekonstruktion von Meißners nie veröffentlichten Vorlesungen gelingt Hlobil über aufgefundene Vorlesungsmitschriften, u. a. von Josef Jungmann, Bernard Bolzano, Josef Liboslav Ziegler und Antonín Marek. Die detaillierte Analyse der in diesen Vorlesungen behandelten Themenkreise belegt, „dass Meißners Prager Vorlesungen die voll entwickelte Em-

pfindungsästhetik der europäischen Spätaufklärung widerspiegeln“ (S. 267). Neben einer genauen Analyse des der Ästhetik-Lehre in der Habsburgermonarchie zugrunde gelegten Lehrbuches von Johann Joachim Eschenburg untersucht Hlobil Meißners Konzept von Rührung, die Vermittlung von Burke gegen den offiziellen Lehrplan und belegt anhand der Mitschriften Jungmanns und Zieglers Meißners Verantwortung für den böhmischen Ossianismus, also die Ossian-Schwärmerei der Wiedererwecker bis hin zu den Handschriftenfälschungen.

Im dritten Teil widmet sich Hlobil der Außenperspektive. Er untersucht das Verhältnis der Prager Ästhetiker zu Wieland, dessen Einfluss vor allem auf Meißner er entgegen bisheriger Annahmen relativiert. Schließlich werden noch die Beziehungen beziehungsweise Konflikte zwischen den Vertretern der akademischen Ästhetik und den Prager Naturwissenschaftlern, insbesondere zwischen Ignaz von Born und Seibt vorgestellt.

Beide, Seibt wie Meißner, legten – das macht die Studie deutlich – das Fundament für eine moderne Ästhetik und förderten so die theoretische Reflexion über Literatur und Kunst in Böhmen. Durch beide avancierte die Prager Universität zu einer Hochburg der Ästhetik, in der die zentralen Gedanken der europäischen Aufklärung über Geschmack, Schönheit und schöne Künste eine repräsentative Verbreitung fanden – mit der bemerkenswerten Ausnahme der Kantschen „Kritik der Urteilskraft“. Seibt, der Empfindungsästhetik verpflichtet, knüpfte vor allem an die antiken sowie die modernen französischen Autoren an, Meißner als Anhänger der Wirkungsästhetik vor allem an die englischen. Die Bedeutung beider Vertreter der Prager Universität für das intellektuelle Leben in Böhmen wird in der vorliegenden Monografie eindrucksvoll unter Beweis gestellt, womit ein wichtiges Fundament für das Verständnis geistesgeschichtlicher Entwicklungen am Ende der Aufklärung in den böhmischen Ländern gelegt ist.

Weimar

Steffen Höhne

*Tinková, Daniela : Jakobíni v sutaně. Neklidní kněží, strach z revoluce a konec osvěcenství na Moravě [Jakobiner in der Soutane. Unruhige Priester, Revolutionsangst und das Ende der Aufklärung in Mähren].*

Argo, Praha 2011, 360 S., ISBN 978 - 80 - 257 - 0441 - 7.

Tinkovás Monografie „Jakobiner in der Soutane“ knüpft in ihren Perspektiven und Methoden an die Mikrohistorie in ihrer „klassischsten“ Gestalt an. Sie steht zudem in der Tradition der in der tschechischen Geschichtswissenschaft immer wieder geführten Auseinandersetzung über „Echo und Einfluss der Französischen Revolution“, die bezeichnenderweise eher Mähren als Böhmen galt. Nachdem sie sich nach dem 200. Jubiläum der Revolution gelegt hatte,<sup>1</sup> scheint sie sich nun erneut

<sup>1</sup> Als Beispiele seien genannt: *Bělina, Pavel: Politické události let 1789-1797 v názorech měšťanské inteligence a lidových písmáků v českých zemích* [Die politischen Ereignisse der Jahre 1789-1797 in den Meinungen des Bildungsbürgertums und der Volksschreiber in den böhmischen Ländern]. In: *Československý časopis historický* 35 (1987) 844-874; *Beránek, Jiří: Absolutismus a konstitucionalismus v Čechách doby Velké francouzské revoluce* [Absolutismus und Konstitutionalismus in Böhmen in der Epoche der Französischen Revo-

etwas zu beleben. Die bisherigen Untersuchungen zum „Widerhall“ der Revolution hatten sich entweder auf die Widergabe oder Analyse zeitgenössischer Kommentare konzentriert, den Einfluss aus der Sicht der traditionellen Ideengeschichte untersucht (also noch ohne die Impulse der modernen Transferanalyse aufzunehmen) oder – wie bei Květa Mejdřická – mit der Frage befasst, inwiefern sich „jakobinische Inspirationen“ bei den Eliten der Habsburgermonarchie nachweisen lassen.<sup>2</sup> Anders Tinková: Ihr Buch steht zwei Jahrzehnte nach dem letzten Boom des Themas nicht nur ziemlich allein, es wartet auch mit einem gewaltigen Perspektivenwandel auf. Die mikrohistorische Analyse, die Tinková unternommen hat, eröffnet neue Sichtweisen auf Diskurse, Transfer, Kommunikation und Handlungsstrategien.

Das Buch beginnt geradezu romanhaft mit einem Vorfall, der seinerzeit sowohl regional als auch in der Wiener Zentrale „hohe Wellen“ schlug: Am Neujahrstag 1803 verkündete der Kaplan Josef Lang von der Kanzel seiner Kirche in Luggau (Lukov) bei Znaim (Znojmo), dass er das Dominium Frain (Vranov nad Dyjí) übernehme und die Untertanen von sämtlichen Abgaben befreit seien. Damit setzte er Ermittlungen und Untersuchungen in Gang, die sich zunächst sowohl auf sein psychisch-gesundheitliches Wohlbefinden als auch auf politische Hintergründe richteten. Die kirchlichen Autoritäten wie die staatlichen Behörden begannen hinter dem Auftritt bald „jakobinische“ Gedanken zu wittern – und wurden bei weiteren Ermittlungen auch fündig. Eine Serie von Verhören und eher milden Disziplinierungsmaßnahmen folgte.

Die Geschichte ist nicht unbekannt, sie wurde in der Literatur mehr als einmal wiedergegeben und ist quellenmäßig gut erforscht.<sup>3</sup> Tinková geht den Ereignissen und ihren Folgen jedoch mit gesteigerter Konsequenz nach, ergänzt und korrigiert viele Informationen und erläutert anhand ihrer Forschungen vor allem in mährischen und Wiener Archiven wichtige Zusammenhänge der Geschehnisse vom Anfang des 19. Jahrhunderts. Dies ist allerdings eher ein Nebenergebnis der Monografie, im Zentrum der Aufmerksamkeit steht eine Analyse der Geisteswelt junger katholischer Priester, die ihre Ausbildung unter dem Einfluss des Josephinismus sowie der Aufklärung absolviert hatten. In ihren kirchenkritischen Ansichten fühlten sie sich von den persönlichen Erfahrungen bestätigt, die sie später als Seelsorger machten. So fielen die „revolutionären Ideen“, die sie auf indirekten Wegen erreichten und auf ganz spezifische Art verarbeiteten, auf fruchtbaren Boden. Sie nahmen bei den verschiedenen Akteuren sehr unterschiedliche Gestalt an: In ihrer radikalsten Ausprägung reichten sie bis zur hoffnungsvollen Erwartung, dass ein politisch-gesellschaftlicher Umsturz bald eine ganz neue Zeit einläuten werde.

---

lution]. Praha 1989; Kroupa, Jiří: Moravská společnost a Velká francouzská revoluce [Die mährische Gesellschaft und die Französische Revolution]. In: Časopis Matice moravské 108 (1989) 243-256; im europäischen Kontext vor allem Hroch, Miroslav / Kubišová, Vlasta: Velká francouzská revoluce a Evropa [Die Französische Revolution und Europa]. Praha 1990.

<sup>2</sup> Mejdřická, Květa: Listy ze stromu svobody [Blätter vom Baum der Freiheit]. Praha 1989.

<sup>3</sup> Z.B. Vaňáček, Michael: Obdivovatelé Velké francouzské revoluce mezi kněžstvem na Znojemsku [Die Bewunderer der Französischen Revolution unter der Priesterschaft in der Region von Znaim]. In: Vlastivědný věstník moravský 13 (1958) 109-116.

Die Gruppe von Priestern, um die es hier geht, standen seit jungen Jahren miteinander in Verbindung, sie waren gemeinsam „sozialisiert“ worden (übrigens unter dem Einfluss Josef Dobrovskýs) und blieben auch nach ihrer Ausbildung in Kontakt, schrieben einander Briefe, in denen sie offen über ihre Ansichten, Hoffnungen und Gefühle berichteten. Tinková folgt gewissermaßen dem „Ermittlungspfad“ der Behörden und bemüht sich, die Entstehung und Ausprägung der zum Teil sehr persönlichen Gedanken zu rekonstruieren. So entsteht ein einzigartiges Bild von Vorstellungen und Wahrnehmungen, die teilweise nur im Kontext psychischer Prädispositionen und persönlicher Situationen gedeutet werden können. Wichtig ist, dass hier das Intersubjektive an diesen sehr subjektiven Prägungen untersucht wird, wobei sich der Blick vor allem auf verschiedene Formen der Kommunikation, aber auch die Beschaffung von Informationen richtet. Ergänzt wird diese Perspektive um die Analyse der unterschiedlichen Handlungsstrategien und -logiken der Akteure – sowohl der in Verdacht geratenen Geistlichen als auch der Kirchenautoritäten und weltlichen Behörden – sowie der Disziplinierungs- und Vorbeugungsmaßnahmen, die eine politische Destabilisierung und „Ruhestörung“ verhindern sollten. Es fällt auf, dass die mährischen Priester im Vergleich zu den „Jakobinern“ in der Habsburgermonarchie, die erbittert verfolgt und hart bestraft wurden, eine relativ milde Behandlung erfuhren. Für eine vergleichende Interpretation besteht weiterer Forschungsbedarf.

Chemnitz

Miloš Řezník

*Tönsmeyer, Tatjana: Adelige Moderne. Großgrundbesitz und ländliche Gesellschaft in England und Böhmen 1848-1918.*

Böhlau, Wien, Köln, Weimar 2012, 372 S. (Industrielle Welt 83), ISBN 978-3-412-20937-7.

Spätestens die Kandidatur eines Fürsten Schwarzenberg für das Amt des Präsidenten der Tschechischen Republik im Januar 2013 hat – wenn das denn überhaupt notwendig gewesen wäre – in Erinnerung gerufen, dass der Hochadel auch in der „Moderne“ auf der europäischen Bühne keineswegs immer nur eine Nebenrolle spielt. Aus diesem Anlass sind einige der Debatten wieder aufgeflammt, welche eine Krise dieser sozialen Gruppe im 20. Jahrhundert suggerierten. Im konkreten Fall ging es beispielweise (wieder einmal) um die Frage, ob ein kosmopolitischer Aristokrat für ein „nationales“ Amt in Betracht kommen kann.

In der Historiografie hat sich das Bild des Adels in den letzten Jahrzehnten dramatisch gewandelt. Konnte man in den neunziger Jahren noch mit Hans-Ulrich Wehler oder David Cannadine über seinen unweigerlichen Niedergang und Sturz nachdenken, so haben die Studien von Eckhardt Conze, Monika Wienfort, Heinz Reif oder Peter Mandler seinen Erfolg und seine gesellschaftliche Strahlkraft bis ins 20. Jahrhundert hervorgehoben. Dabei dominierte eine politik- oder kulturhistorische Perspektive, während die Grundlage adeliger Herrschaft, der ausgedehnte Landbesitz, weniger beachtet wurde. Tönsmeyers Studie nähert sich diesem Kern adeliger Macht, indem sie zwei scheinbar einzigartige Aristokratien untersucht, die englische und die böhmische. Unvergleichbar scheinen beide vor allem aufgrund der

Annahmen der jeweiligen nationalen Meistererzählung: Die böhmische Aristokratie sei in einzigartiger Weise fremd, die englische unvergleichlich reich und zugleich politisch überaus liberal gewesen. Wie Tönsmeier einleitend deutlich macht, waren die ökonomischen Größenordnungen ähnlich; ob sich die Herrschaftspraktiken wirklich so markant unterschieden, ist eine der zentralen Fragen ihrer Studie, die einen im besten Sinne klassischen systematischen Vergleich vornimmt.

Zunächst werden die Akteure vorgestellt: die in beiden Fällen an ökonomischer Rentabilität orientierten Gutsbesitzer, die als zunehmend professionelle Manager agierenden Verwalter, die mit einem gewissen Status versehenen, aber von der gutsherrlichen Gunst abhängigen Pächter und die in prekären Verhältnissen lebenden unterbäuerlichen Schichten. Ihre Lebenszusammenhänge in der ländlichen Gesellschaft werden detailliert und anschaulich beschrieben.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit „Praktiken und Konflikten“ der Arbeitswelt. Hier werden die Unterschiede zwischen beiden Ländern deutlicher. Stritt man sich in England vor allem um den Zustand der „Cottages“ der Pächter und Arbeiter, um Alkoholkonsum und die Gründung von Landarbeitergewerkschaften, so kreisten die Konflikte in Böhmen um ‚Deputate‘ (d.h. Sachleistungen, etwa Milch, die einen Teil der Entlohnung darstellten), die Entnahme von Holz aus Wäldern oder von Fischen oder Schotter aus Gewässern. Dennoch erkennt Tönsmeier signifikante Gemeinsamkeiten: In beiden Ländern mussten „Untertanen“ auf eine Privatsphäre weitgehend verzichten, da das Wohlwollen der Gutsherren von ihrem umfassend verstandenen Wohlverhalten abhing. Und in beiden Ländern machte sich der Eigensinn der „Untertanen“ trotz der Dominanz des Adels in unterschiedlichen Konfliktfeldern deutlich bemerkbar, auch wenn der Versuch, sich gegen den Adel an den „Staat“ zu wenden, in der Regel ohne Folgen blieb.

Die beiden folgenden Kapitel sind „traditionalen“ bzw. „modernen“ „Foren von Adelherrschaft“ gewidmet. Unter „traditionalen Foren“ gruppiert die Autorin Wohltätigkeit, Stiftungen, Kirchenpatronage und Feste; unter „modernen“ die Lokalverwaltung und das Vereinswesen. Wiederum konstatiert sie Gemeinsamkeiten und Unterschiede. So spielte Wohltätigkeit – für die vor allem die Frauen der Gutsbesitzer zuständig waren – in beiden Ländern eine große Rolle, aber die konkreten Themen waren andere: In Böhmen stand die Linderung von Armut im Zentrum, in England die Verbesserung von Schulen. Kirchenpatronage war in England eher Anlass zum Konflikt zwischen Anglikanern und Nonkonformisten, die manche Hochadelige von ihren Ländereien fernhalten wollten, aber auch um den baulichen Zustand der Kirchen, die bisweilen so schlecht unterhalten wurden wie Cottages. In Böhmen dagegen verhinderte die konfessionelle Homogenität Auseinandersetzungen darüber, welche Kirche wo errichtet werden sollte, und die relativ genaue Regelung der Rechte und Pflichten durch den Staat sorgte dafür, dass der bauliche Zustand homogener blieb. Schließlich konstatiert Tönsmeier, dass der Adel in beiden Ländern (mit mal mehr, mal weniger Erfolg) versuchte, moderne Foren der Herrschaftssicherung zu nutzen, indem er etwa mit dem ‚Staat‘ um die Lokalverwaltung konkurrierte oder sich in und für ländliche(n) Vereine(n) engagierte.

Tönsmeier stellt die Vorstellung eines Modernitätsgefälles zwischen Böhmen und England radikal in Frage. Dafür kann sie viele gute Argumente anführen. So sei etwa



der Konflikt zwischen Adel und Staat in England nur deswegen weniger virulent gewesen, weil der englische Staat sich später und weniger aggressiv in die Fläche ausdehnte, als das auf dem Kontinent der Fall war. Außerdem dürfe man die unbestreitbare Fülle der Konflikte in Böhmen nicht überbewerten: Es habe sich um Alltagsauseinandersetzungen (etwa um Waldnutzung) gehandelt, die weniger destabilisierend waren als etwa die heftigen Konflikte über die Folgen aristokratischen Jagens für englische Bauern. Lebens- und Herrschaftspraktiken der Aristokratien seien in beiden Fällen ähnlich gewesen. So erklärt sich auch der auf den ersten Blick überraschende Publikationsort „industrielle Welt“: Tönsmeier macht plausibel, dass die agrarkapitalistischen „hochadeligen Latifundien“ in West- und in Ostmitteleuropa „Bestandteil von Gesellschaften auf dem Weg in die Moderne“ waren (S. 328).

Die Studie liest sich außerordentlich erfrischend. Es handelt sich um eine Sozialgeschichte, die zwar ohne viele Zahlen und Tabellen auskommt, aber konsequent nach den Realitäten hinter der Ritualisierung adeliger Herrschaft fragt. Sie bricht mit einer nationalhistorischen Perspektive, ohne die Sensitivität für regionale Unterschiede zu verlieren. Und sie stellt in kreativer Weise nationale Meistererzählungen in Frage.

Gelegentlich geben Tönsmeyers Thesen Anlass zu Rückfragen – vor allem vor dem Hintergrund, dass sich die Geschichte der Aristokratie in Böhmen und England im Verlauf des 20. Jahrhunderts sehr unterschiedlich entwickelte. Tönsmeier legt sehr viel Wert auf die Einschränkungen, die sich mit einem Leben auf aristokratischen Latifundien verbanden. Damit macht sie auf die Schranken des britischen Adelsliberalismus aufmerksam, aber gelegentlich zeichnet sie ein so abschreckendes Bild, dass man sich fragt, wer eigentlich unter so schwierigen Umständen leben musste. Da in England wie in Böhmen die Abwanderung in Industrieregionen eine Option war, könnte man diskutieren, ob nicht der von Jörg Neuheiser beschriebene „populäre Konservatismus“ eventuell in beiden Ländern ein Grund dafür war, warum manche gerne blieben. Das ist in England noch wahrscheinlicher, weil die Grenzen der adeligen Kontrolle bei näherem Hinsehen sehr eng gezogen waren. Zwar vermochte der Herzog von Salisbury 1860 den Bau einer „Chapel“ in Hatfield verhindern – da konnte man aber bereits seit einem Jahrzehnt von dort mit der Bahn ins 18 Meilen entfernte London fahren. Zudem konnte allzu extremes aristokratisches Verhalten auf die parlamentarischen Karrieren jüngerer Söhne zurückschlagen, ein Kontrollmechanismus, der in Böhmen kaum gegeben war. Auch die deutlich geringere Marktorientierung, welche die Grundlage der „Deputate“ in Böhmen bildete, verweist auf relativ tiefgreifende strukturelle Unterschiede in dem, was adelige Macht konkret bedeutete. Dennoch: Tönsmeyers außerordentlich lesenswertes, in vielfacher Weise zum Weiterdenken einladendes Buch verhindert fortan, dass man von diesen Differenzen auf ein strukturelles Entwicklungsgefälle schließen kann, das irgendwie begründen würde, dass die englische Aristokratie zurecht „oben“ blieb, die böhmische aber nicht.

*Gaugusch, Georg: Wer einmal war. Das jüdische Großbürgertum Wiens 1800-1938. Bd. 1: A-K.*

Amalthea, Wien 2011, 1650 S., (Jahrbuch der Historisch-Genealogischen Gesellschaft „Adler“-Wien, 3. Folge, Bd. 16), ISBN 978-3-85002-750-2.

*Županič, Jan: Židovská šlechta podunajské monarchie mezi davidovou hvězdou a křížem [Der jüdische Adel der Donaumonarchie zwischen Davidstern und Kreuz].*

Nakladatelství Lidové Noviny, Praha 2012, 811 S., zahlreiche farbige Abb., ISBN 978-80-7422-180-4.

In jüngster Zeit rückt eine innerhalb der Geschichtsschreibung lange Zeit randständige soziale Gruppe verstärkt in den Blick der Forschung: der jüdische Adel, d. h. diejenigen jüdischen Familien, die vorrangig im langen 19. Jahrhundert für ihre Verdienste um Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst sowie gelegentlich auch im Militär nobilitiert wurden. Für eine Untersuchung dieser kleinen, aber hinsichtlich ihrer Außenwahrnehmung bedeutenden Personengruppe ist die Habsburgermonarchie ein besonders lohnendes Feld, da Österreich, anders als etwa Preußen, eine sehr liberale Titelvergabepraxis pflegte, die sich auch auf jüdische und (seit 1878) muslimische Untertanen erstreckte. So wurden in der Donaumonarchie bis 1918 rund 440 Familien jüdischer Herkunft in den erblichen Adelsstand erhoben. In der Regel entstammten die Adelserwerber dem Großbürgertum, in dessen Milieu sie auch nach der Nobilitierung verankert blieben, so dass sich in ihrem Lebensstil fortan bürgerliche und adelige habituelle Praktiken überschneiden. Diese Überlappung spiegeln auch die Titel zweier kürzlich erschienener Studien wider, die sich mit nobilitierten jüdischen Familien in Österreich-Ungarn beschäftigen: Während Jan Županičs 2012 erschienene Arbeit „Der jüdische Adel der Donaumonarchie“ auf das Faktum der Nobilitierung zielt, betont Georg Gaugusch in seinem auf zwei Bände angelegten Handbuch „Wer einmal war. Das jüdische Großbürgertum Wiens“ das soziale Umfeld, dem der neue jüdische Adel entstammte.

Dessen ungeachtet untersuchen beide Studien ein soziologisch nahezu identisch gelagertes Personenkollektiv, das unter prosopographischen Gesichtspunkten analysiert wird. Im Zentrum stehen großbürgerliche jüdische Familien aus allen Teilen der Donaumonarchie, die nobilitiert wurden oder – bei Gaugusch – zumindest ein engeres verwandtschaftliches Verhältnis zu geadelten jüdischen Familien hatten. Auch der zeitliche Rahmen beider Arbeiten ist ähnlich, in beiden Fällen liegt der Schwerpunkt auf dem 19. Jahrhundert. Während Županič jedoch wiederholt die frühe Neuzeit einbezieht, endet Gauguschs Studie erst im Jahr 1938. Diese scheinbar marginalen Differenzen sind nicht zufällig, sondern verweisen vielmehr auf die unterschiedlichen Zielsetzungen, die beide Autoren trotz vieler Gemeinsamkeiten verfolgen. Georg Gaugusch möchte ein möglichst umfassendes Bild der sozialen Schichtung des (Wiener) jüdischen Großbürgertums erstellen, indem er dessen familiäre Netzwerke rekonstruiert. Den Ausgangspunkt seines in gewissem Sinne klassisch genealogischen Vorgehens bilden Wiener jüdische nobilitierte Familien (S. XIV), um deren nicht-nobilitierte Zweige er sein Sample erweitert. Ein zweites wichtiges Aufnahmekriterium gewinnt Gaugusch aus den physischen Resten großbürgerlichen jüdischen

Lebens in den Ländern der ehemaligen Donaumonarchie: Paläste, Grabdenkmäler und deren Inschriften zeugen oftmals vom starken sozialen Gestaltungswillen ihrer Auftraggeber und wurden so für Gaugusch zu einem wesentlichen Indikator für ein großbürgerliches bzw. adeliges Selbstverständnis. Auf diese Weise entstand eine äußerst dichte, mit zahlreichen Querverweisen angereicherte Gesamtschau jüdischer großbürgerlicher Familien, die bereits im ersten, derzeit vorliegenden Band (Buchstabe A-K) über 260 Einträge umfasst. Folgerichtig wird die nominelle geografische Beschränkung auf Wien an vielen Stellen durchbrochen: Zahlreiche Familien wurden trotz marginaler personeller Verbindungen in die Hauptstadt (z.B. Familie Fürth I, S. 818–827) oder lediglich aufgrund ihrer Verschwägerung mit Wiener jüdischen Familien (z. B. Gutmann II [de Gelse], S. 1042–1048) aufgenommen.

In konzeptioneller Hinsicht scheint die Arbeit von Jan Županič konziser, da sich der Autor ausschließlich auf nobilitierte jüdische Familien beschränkt, die er mit einem Schwerpunkt auf dem zisleithanischen Teil der Monarchie untersucht. Die ungarische Reichshälfte berücksichtigt Županič nur, sofern einer der Vorfahren ungarischer geadelter jüdischer Familien aus dem österreichischen Teil der Monarchie stammte. Diese anhand der im Österreichischen Staatsarchiv aufbewahrten Adelsakten gut fassbare Personengruppe stellt der Autor am Beispiel von 200 ausgewählten Familienverbänden vor. Was auf den ersten Blick als Ergebnis sorgfältiger Differenzierung erscheint, entpuppt sich jedoch beim zweiten Hinsehen als prekär: So nimmt Županičs schematisches Vorgehen zahlreiche Lücken innerhalb des Samples in Kauf, indem wichtige innerfamiliäre Verbindungslinien vernachlässigt werden, sobald der verschwägte Familienteil nicht nobilitiert wurde. Daher fehlen mitunter weitere, durchaus relevante Hinweise auf die Herkunft des Ehepartners oder wichtiger Geschäftspartner (vgl. z.B. das fehlende Lemma zur Familie Przibram, die in vielfältigen Verbindungen mit anderen nobilitierten Prager jüdischen Familien stand). Daraus resultiert einerseits eine gewisse inhaltliche Blässe. Andererseits entsteht mittelbar der nicht unproblematische Eindruck, der jüdische Adel habe eine in sich geschlossene soziale Gruppe gebildet. Dieser entsprach jedoch, wie unter anderem Gauguschs Untersuchung belegt, nicht der gesellschaftlichen Realität und hätte vermieden werden können, hätte sich Županič für eine offenerere, intuitivere Herangehensweise entschieden.

Ähnlich schwierig ist Županičs undifferenzierte Verwendung der Kategorie „jüdisch“: Während sich Georg Gaugusch mit dem Spannungsverhältnis, das zwischen den verschiedenen Definitionen des Judentums als Religions- und/oder Nationszugehörigkeit besteht, immerhin fast eine ganze Seite lang auseinandersetzt (S. XIII), legt Županič seiner Arbeit ein ausschließlich ethnisches Verständnis zugrunde, ohne dies jedoch explizit zu benennen. Daher bezieht er Familien, die mehrheitlich bereits vor ihrer Nobilitierung zum Christentum konvertierten (z.B. Arnold Krasny z Egern, S. 405 f.), ebenso ein wie Personen, die auch innerhalb christlicher Kreise ein dezidiert jüdisches Selbstverständnis vertraten (z.B. Josef Wertheimer, S. 659–662). Zweifellos ist die Frage, wann und wo eine Person als jüdisch wahrgenommen wurde, nur schwer zu beantworten, da hier zahlreiche Faktoren – etwa die halachische Auffassung oder die eigene Selbstdefinition – eine Rolle spielen können. Insofern ist auch Gauguschs Kriterium, nur Familien in sein Sample aufzuneh-

men, deren Mitglieder im 19. Jahrhundert mehrheitlich (formal) dem Judentum angehörten, letztlich nicht frei von Willkür. Es wird jedoch nachvollziehbar, wenn man sich Gauguschs Quellenkorpus ansieht, das sich vorrangig auf religiös konnotierte Dokumente stützt, darunter jüdische Matrikeln und ihr christliches Gegenstück sowie Friedhofsbücher und Grabsteine. Županič hingegen klammert diesen Bestand völlig aus und verzichtet somit auf eine jüdische Innenperspektive. Stattdessen greift er ausschließlich auf die staatliche Überlieferung zurück und arbeitet mit Dokumenten zur Nobilitierung, Polizeiakten, Qualifikationslisten etc. Durchwegs kritisch zu werten ist darüber hinaus seine hilfswise Einbeziehung antisemitischer genealogischer Literatur des frühen 20. Jahrhunderts (so v. a. des unter dem Namen „Semigotha“ bekannten „Weimarer historisch-genealogischen Taschenbuchs des gesamten Adels jehudäischen Ursprunges“, Weimar 1912), auch wenn sich der Autor von deren tendenziöser Ausrichtung ausdrücklich distanziert (S. 15 f.).

Die beiden disparaten Quellenzugänge bedingen die unterschiedlichen Ergebnisse beider Arbeiten und deren Präsentation. Georg Gauguschs Handbuch liefert zu jeder der untersuchten Familien eine regestartige Zusammenfassung ihrer Geschichte und schlüsselt im Folgenden ihren Stammbaum auf. Dabei verzeichnet er eine Fülle interessanter, in dieser Dichte bislang noch in keiner Studie zusammenge-tragener Details, wie Hinweise auf die „Sandekim“ (Paten bei der Beschneidung) und die Beistände bei der Trauung. Außerdem wird gegebenenfalls der Aus- oder Wiedereintritt in die israelitische Kultusgemeinde vermerkt. Gerade diese Informationen lassen wichtige Rückschlüsse auf die religiöse lebensweltliche Verankerung des jüdischen Großbürgertums zu. So waren beispielsweise Konversionen von Christen zum Judentum, um eine Ehe mit einem jüdischen Partner einzugehen, häufiger als meist angenommen. In sozial- wie medizingeschichtlicher Hinsicht aufschlussreich sind darüber hinaus Gauguschs Hinweise auf den Sterbeort (konfessionelles versus allgemeines Krankenhaus) sowie auf die Todesursache. Jan Županičs Arbeit ähnelt in ihrem Aufbau dagegen eher einem biografischen Lexikon, was auch die vielen Abbildungen (Porträts, Wohnsitze jüdischer nobilitierter Familien) unterstreichen. Jede der untersuchten Familien wird in einem eigenen, ereignisgeschichtlich fundierten Eintrag präsentiert, der mit einer Blasonierung des Familienwappens endet. Die Wappen selbst sind im Anhang in Farbe abgedruckt und liefern dem Leser so wertvolles Anschauungsmaterial, anhand dessen sich bislang noch kaum beachtete kulturhistorische Fragen, etwa nach der Existenz einer spezifisch jüdischen Wap-pengestaltung, diskutieren lassen.

Ungeachtet mancherlei konzeptioneller Mängel eignet sich Županičs Arbeit daher gut als Einstiegswerk für eine biografiegeschichtlich orientierte Forschung zum jüdischen Großbürgertum bzw. Adel der Donaumonarchie. Tiefergehende Informationen und Quellenverweise finden sich hingegen nur bei Gaugusch, dessen Studie in genealogischer Hinsicht Grundlagencharakter besitzt.

*Lenderová, Milena/Jiránek, Tomáš/Macková, Marie: Z dějin české každodennosti. Život v 19. století [Aus dem tschechischen Alltag. Leben im 19. Jahrhundert].*

Karolinum, Praha 2009, 430 S., ISBN 978-80-246-1683-4.

Der umfangreiche Band des mit der Universität Pardubice verbundenen Autorenteam ist das Ergebnis der dortigen langjährigen Beschäftigung mit Alltagsgeschichte. An welchen Leserkreis es sich wendet, ist nicht eindeutig zu sagen. Eine klassische Einleitung, die Ziel und Methoden der Arbeit sowie den Forschungsstand darlegt, fehlt, statt dessen ist dem Buch ein Essay „Einladung in das vorletzte Jahrhundert“ (Pozvání do předminulého věku) vorangestellt, der ganz offensichtlich darauf zielt, das Interesse von Laien zu wecken. Darauf folgende einzelne thematische Kapitel, die allesamt auch einzeln gelesen werden können und in leicht verständlicher Sprache verfasst sind. Das begleitet einen fast durch das ganze Buch. Erst ganz am Ende stößt man auf ein umfangreiches Kapitel „Suche nach der Kulturgeschichte“ (Hledání kulturních dějin) aus der Feder von Milena Lenderová, in welchem sie methodisch-philosophische Überlegungen aufgreift und zu einer ganz anderen, ambitionierteren und schwerer verdaulichen Art von Reflexionen über Geschichte hinüberwechselt. Dieses Schlusskapitel vermittelt das Gefühl, als werfe die Autorin der (nicht nur) tschechischen wissenschaftlichen Community den Fehdehandschuh hin – einer dieser philosophisch-methodologischen Debattenversuche, auf den die tschechische Geschichtswissenschaft für gewöhnlich nicht allzu enthusiastisch reagiert.

Im Prinzip verteidigt Milena Lenderová mit dem abschließenden Kapitel, dem für Spezialisten des 19. Jahrhunderts eindeutig interessantesten Teil des Buches, das Konzept der Alltagsgeschichte als einen integralen Bestandteil der Kulturgeschichte und als eine Disziplin, die anderen (traditionellen bzw. angesehenen) Bereichen der historischen Forschung zu interessanten Impulsen, Rückschlüssen und Korrekturen verhelfen kann.

Die Verteidigung ihres alltagsgeschichtlichen Ansatzes basiert auf der herausragenden Kenntnis der französischen Forschungslandschaft, die bei Milana Lenderová stets eine Quelle der Inspiration darstellt, sowie auf einigen Arbeiten deutscher Provenienz. Der dem Kapitel ebenfalls angehängte Versuch eines Überblicks zu tschechischen Werken über Alltagsaspekte in der Kulturgeschichte ist jedoch unvollständig. Er beschränkt sich auf die Rezeption der Debatten in der Zeitschrift „Kuděj“ und einiger Sammelbände, wichtige Periodika wie „Kontexty“ oder „Dějiny – teorie – kritika“, in denen sich eine Reihe anregender Texte unterschiedlichen Formats zum Thema finden, sind unberücksichtigt geblieben.

Lenderová kann man insofern zustimmen, als die Alltagsgeschichte ein unverzichtbares Korrektiv zur „Geschichte der Fanfaren und Trommeln“ bildet, wie Voltaire die Politikgeschichte seiner Zeit bezeichnet hat. Das Problem ist, dass die Alltagsgeschichte mit dieser Art „Protsthaltung“ keine unerschöpfliche Quelle darstellt, sondern in regelmäßigen Abständen zumindest teilweiser methodologischer Erneuerung oder neuer Fragestellungen bedarf. Nach dem Zweiten Weltkrieg hat ein Boom der Alltagsgeschichte stattgefunden, auf den die tschechische Geschichtswissenschaft mit der üblichen Verspätung reagiert und den sie auch nur in Teilen auf-

genommen hat. Umso weniger sinnvoll erscheint es, nun den gesamten Weg nachzugehen, den die französischen und später die deutschen Kollegen über Jahrzehnte im Bereich der Kulturgeschichte beschritten haben. Besser wäre es, eine „Abkürzung“ zu suchen und auf diese Weise gewissermaßen den abgefahrenen Zug an einer der nächsten Haltestellen einzuholen.

Dass es dem rezensierten Band gelungen ist, den Nachholbedarf zu stillen, kann man aus verschiedenen Gründen nicht sagen – vielmehr ergibt sich der Eindruck, dass das Werk auf der Stelle tritt. Vergleicht man Milena Lenderová's Schlüsselwerk „K hříchu i k modlitbě. Žena v minulém století“ (Über die Sünde und das Gebet. Die Frau im letzten Jahrhundert) von 1999 mit dem besprochenen Sammelband, lässt sich kein nennenswerter Fortschritt konstatieren. Frischen Wind in die Auseinandersetzung mit der Frauengeschichte, besonders in Richtung einer ausgewogenen Gendergeschichte, die auch die Geschichte der Männlichkeit umfasst, bringt lediglich das lange Kapitel über den Alltag von Armeeangehörigen aus der Feder von Tomáš Jiránek.

Verständlicherweise wiederholen sich die (Frauen-) Themen: Haushalt, Kleidung, Tischmanieren, Feste, Erziehung ect. Den roten Faden, der hier in der Entstehung und Entwicklung einer konsumorientierten Lebensweise und der sogenannten Konsum- bzw. Massengesellschaft liegt, verfolgt Milena Lenderová zwar durchaus. Sie geht dabei aber zögerlich und nicht besonders gründlich vor, im mit Beschreibungen alltäglicher Tätigkeiten gefüllten Text verliert er sich nahezu vollständig, bis sich die Autorin auf Seite 412 endlich wieder zu Wort meldet. Bedauerlich ist auch, dass ein gesondertes Kapitel über die Veränderung der Einkaufsgewohnheiten oder den Wandel von Werbung und Marketingstrategien fehlt, wäre doch gerade bei diesen Themen damit zu rechnen, dass sich gut belegbare Meilensteine auf dem Weg zur Konsumgesellschaft finden.

Und an eben diesem Punkt tauchen ernste Fragen auf: Ist die Interpretationslinie Konsumgesellschaft überhaupt mit den geläufigen Fragen der Alltagsgeschichte zu vereinbaren? Wäre es nicht aussichtsreicher, die Symptome des Konsums mit quantitativen Methoden aus dem Bereich der Wirtschaftsgeschichte bzw. im Fall von Werbung und Marketing von einer kunsthistorischen Warte aus zu verfolgen? Ist nicht die ganze Alltagsgeschichte mit ihrem methodischen Arsenal für die Untersuchung eines so komplizierten, vielschichtigen und globalen Phänomens ungeeignet und in ihrem Wesen allzu banal?

Mit der Pluralität von Sichtweisen auf die historische Wirklichkeit hat die Alltagsgeschichte nämlich ein dauerhaftes Problem, das sich leider auch in dem besprochenen Buch zeigt. Selbst die Hauptautorin merkt im letzten Kapitel an, wie schwer es ist, das alltägliche Leben von Menschen aus verschiedenen Gesellschaftsschichten, Berufsgruppen, Nationen und Regionen so einzufangen, dass es einerseits ausgewogen und repräsentativ, andererseits in seiner Variabilität und Buntheit ausreichend wiedergegeben wird.

Die städtische Umgebung als Grundeinheit des alltäglichen Lebens setzen die Autoren unausgesprochen voraus. Sicherlich handelte es sich um eine Umgebung, die für andere in gewissem Sinne ein Vorbild und Verheißung war, städtische Kultur kann in diesem Sinne sicherlich auch als „offensiv“ bezeichnet werden. Jedoch kann

man im betrachteten Zeitraum maximal ein Fünftel der Bevölkerung in den böhmischen Ländern zum städtischen Milieu zählen. Die Autoren unternehmen zwar kleine Abstecher in den Alltag von Arbeitern, einiger Raum wird auch dem Adel gegeben, doch ist gerade die Beschreibung der bäuerlichen Lebenswelt ausgesprochen kurz ausgefallen. Überraschenderweise wurden in der Arbeit die ziemlich reichhaltigen, ethnologisch orientierten Untersuchungen des Lebensstils der Arbeiterschaft (K. Fojtík für Brünn, A. Robek für Prag usw.) gar nicht genutzt, über die kaum weniger als „offensiv“ zu definierende Kultur der sozialistischen Arbeiterschaft, die als (angeblicher) Antipode per Definition im strengen Gegensatz zur bürgerlichen Kultur steht und als Bote „Neuer Zeiten“ auftritt, erfährt man fast nichts.

Die Definition des Alltäglichen ohne eine engere Bindung an genauere sozialgeschichtlich gedachte Sozial- oder Berufsgruppen und Klassen erweist sich in dem rezensierten Buch als Holzweg, der keine weiterreichenden Forschungsperspektiven aufzeigt und nicht geeignet ist, die von der Alltagsgeschichte selbst eingeforderte Rolle des Korrektivs zu erfüllen. Insbesondere ohne die Rezeption der Entwicklungen in der Sozial- und Kulturgeschichte, aber auch ohne die Bindung an die Kategorie Raum, also ohne die Bemühung die Alltagsgeschichte der böhmischen Länder in einen europäischen kulturellen Kontext zu setzen, läuft die Alltagsgeschichte Gefahr, in die Beliebigkeit abzurutschen: Etwa bei der Beschreibung von Ereignissen von der Art, dass es in Wohnungen für gewöhnlich in der Küche am wärmsten war ...

Kurz gesagt, mit dem rezensierten Buch sind eine Reihe von Unklarheiten verbunden. In erster Linie betreffen diese die Erscheinungsform des Bandes, damit verbunden geht es jedoch um schwerer wiegende methodologische Fragen, welche das tschechische Umfeld hoffentlich zum Gegenstand einer intensiveren Diskussion darüber macht, was Alltagsgeschichte eigentlich ist und wie die Beziehung dieser Disziplin zu den weiteren Segmenten der historischen Forschung aussehen soll.

Brünn

Lukáš Fasora

*Chvojka, Michal: Josef Graf Sedlnitzky als Präsident der Polizei- und Zensurhofstelle in Wien (1817-1848). Ein Beitrag zur Geschichte der Staatspolizei in der Habsburgermonarchie.*

Peter Lang, Frankfurt/Main u. a. 2010, 416 S., 22 Abb. (Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770-1850“ 42), ISBN 978-3-631-59584-8.

Eine Monografie über den habsburgischen Polizeipräsidenten Josef Graf Sedlnitzky ist ein Desiderat, das der Verfasser in systematischer Weise zu beheben versucht. Zunächst werden die Herkunft und der „amtliche Werdegang“ Sedlnitzkys bis 1817 sowie seine Stellung und Funktion bei der 1793 eingerichteten Polizei- und Zensurhofstelle im habsburgischen Regierungssystem vorgestellt, deren Aufgaben u. a. in Maßnahmen zur inneren Sicherheit, in der Aufsicht über Fremde und in einer Reihe weiterer ordnungspolitischer Handlungen bestanden. Zum Aufgabenkatalog gehörten auch die Pressepolitik und, nach 1801, die Zensur. Im Verlauf der Französischen Revolution und der napoleonischen Phase erweiterte sich zudem der Fokus der

Staatspolizei, die zur Unterdrückung von geheimen und liberalen, demokratischen und revolutionären Assoziationen herangezogen wurde. Der Autor wendet sich dann den konkreten Aufgaben der Polizei zu – der Passvergabe und dem Fremdenwesen sowie der Zensur.

Das Pass- und Fremdenwesen richtete sich zunächst gegen die Studenten, ferner gegen Händler, Handelsreisende, wandernde Handwerker sowie gegen Pilger, Auswanderer und Sektierer. Ein besonderes Augenmerk widmete man den mobilen Bevölkerungsschichten, während man nationalpatriotischen Bewegungen einen gewissen Freiraum ließ. So zeigt sich, dass

[...] die österreichische Regierung einerseits den „Illyrismus“ und „Slawismus“ insoweit ungehindert ließ, inwiefern [sic!] sich deren Repräsentanten innerhalb der kulturellen Grenzen hielten und die national-magyarische Agitation aufwogen. Bei jedwedem Verdacht politisch-nationaler Propaganda [...] schritt man allerdings ein [...]. (S. 91)

Der zweite wichtige Wirkungsbereich war das Zensurwesen, dessen gesetzliche Grundlage in der Zensurvorschrift vom 14. September 1812 bestand. Die Zensurkontrolle richtete sich aus politischen, religiösen oder moralischen Gründen gegen Zeitungen und Journale, wobei sich ein Wechsel von der positiven, den habsburgischen Staatspatriotismus fördernden (z.B. die „Vaterländischen Blätter“, später „Österreichische Zeitung“; ferner wird ein Plan zur Gründung einer Zeitung in illyrischer Sprache diskutiert, S. 155) Pressepolitik zu einer negativen abzeichnet. Dabei versuchte man auch auf die Dienste von ausländischen Publizisten wie dem 1814/15 in Prag wirkenden Karl Ludwig Woltmann zurückzugreifen, dem man ein jährliches Salär in Aussicht stellte (S. 160).

Der Zensur unterlagen ferner das Bücherwesen, hier sind vor allem die Aktivitäten gegen František Palacký von Interesse (S. 187-190) sowie die Theater. Hier wird die Zensurpraxis am Beispiel des Grillparzerschen König Ottokar-Stoffes vorgestellt (S. 201-204), leider finden spätere Bearbeitungen dieses Stoffes wie z.B. von Uffo Horn keine Erwähnung. Aber auch die Wissenschaft war Objekt der Zensur, was sich an Beschränkungen durch Diplomannahmen, die Kontrolle von Tagungen, die Überwachung von Professoren und Studenten gleichermaßen zeigt. Der Verfasser geht in diesem Kapitel zwar auch auf Beispiele der Selbstzensur ein, doch bleibt unverständlich, wieso er den Fall, der im akademischen Bereich am bekanntesten geworden ist, nicht nennt: Bernard Bolzanos Reglementierung, die bis zur Aberkennung der Lehrerlaubnis ging. Schließlich werden die Maßnahmen gegen Buchhändler und Verleger, so gegen Otto Wigand und Philipp Reclam in Leipzig (S. 242 ff.), sowie der Schmuggel habsburgkritischer Schriften vor allem aus Sachsen untersucht. Dabei gelang zwar den österreichischen Polizei- und Zensurbehörden die Aufspürung des Bücherschmuggels, insgesamt war „aber [das] schwerfällige zentralisierte Zensursystem in Österreich der Schnelligkeit und der Distributionsstrategie der Schmuggler im Großen und Ganzen nicht gewachsen“, folgert Chvojka (S. 250).

Im letzten Teil der Arbeit werden die revolutionären Wellen der 1820er, 1830er und 1840er Jahre und die Reaktionen Sedlnitzkys bzw. der Polizei untersucht, die mit immer neuen Formen der Kommunikationskontrolle und der Informationsbeschaffung konfrontiert wurden, um aber letztlich doch von der Revolution völlig



überrascht zu werden. Die „Größe der Gefahr unmittelbar vor der Revolution“ (S. 354) erkannte man überhaupt nicht.

Abschließend nimmt Chvojka eine Würdigung der Person Sedlnitzkys vor, der im Zensursystem der 1840er Jahre vom Gegner der Reformen „zum ‚Träger‘ der Reformen, noch besser zum ‚trägen Reformträger““ wurde (S. 274), um schließlich zur Frage der persönlichen Verantwortung zu gelangen, eine Frage, die leider ein wenig im Vagen verbleibt:

Sedlnitzky [...] hatte nichts getan, was zu entschuldigen gewesen wäre. Er führte seine verantwortliche Stellung nach seiner besten Überzeugung und nach den jeweiligen Gesetzen aus, ohne die unumstößliche Schlagkraft der Entwicklung vor 1848 zu erkennen. Er wurde daher allerdings neben Metternich sowohl ein verhasstes und verspottetes Symbol für die Reaktion und das Unterdrücken von allem Liberalen und „Fortschrittlichem“ in der vormärzlichen Habsburgermonarchie als auch ein Beispiel dafür, dass eine zu restriktive, die Freiheit der Bürger mehr beschränkende als schützende Polizei, nicht von langer Dauer sein kann. (S. 364)

Positiv ist an der Arbeit zu vermerken, dass diese sich auf umfangreiches Quellenmaterial stützt und die Problematik der polizeilichen Kontrolle anhand von ausführlichen Fallstudien (z.B. zum Aufstand in Galizien 1846) exemplifizieren kann. Kritisch angemerkt sei die Strukturierung des Buches, bei der man – neben der biografisch-chronologischen, teilweise aufzählend angeordneten Entwicklung – nur schwer einen roten Faden findet. An nicht wenigen Stellen fehlt eine Kontextualisierung der Ergebnisse, so wie auch eine kritische Bewertung nicht immer in ausreichender Weise erfolgt. Auch hätte eine sprachliche Überarbeitung dem Text sicher sehr gut getan.

Weimar

Steffen Höhne

*Kladiwa, Pavel/Pokludová, Andrea/Kafková, Renata: Lesk a bída obecních samospráv Moravy a Slezska [Glanz und Elend der Gemeindeselbstverwaltung in Mähren und Schlesien].*

Filozofická fakulta Ostravské univerzity, Ostrava 2007, 2008 und 2009 (Teil I: 160 S., Teil II/1: 751 S., Teil II/2: 375 S.), 2 CDs mit Bildbeilagen, ISBN 978-80-7368-284-2, 978-80-7368-595-9, 978-80-7368-738-0.

Die tschechische Geschichtswissenschaft hat sich phasenweise sehr intensiv mit der kommunalen Selbstverwaltung auseinandergesetzt. Die Schwankungen im Interesse an diesem Thema lassen sich zum Teil mit politischen Entwicklungen erklären, d. h. mit dem sich verändernden Verhältnis zwischen Staat und Gesellschaft. Das war in den sechziger Jahren der Fall, als Jiří Klabouchs noch heute lesenswerte Monografie über die Gemeindeselbstverwaltung erschien.<sup>1</sup> Eine neue Welle des Interesses an der Problematik der Selbstverwaltung war in den neunziger Jahren zu verzeichnen. Diese lässt sich nicht alleine auf die veränderten politischen Rahmenbedingungen nach 1989 zurückführen, sondern ist auch im Zusammenhang eines gewachsenen Interesses an der Geschichte des Bürgertums zu sehen.

<sup>1</sup> Klabouch, Jiří: Die Gemeindeselbstverwaltung in Österreich 1848-1918. Wien 1968.

Nachdem Milan Hlavačka 2006 seine gelungene Arbeit über die Geschichte der Selbstverwaltung in Böhmen vorgelegt hat,<sup>2</sup> zeichnen nun Pavel Kladiwa, Andrea Pokludová und Renata Kafková in ihrer breit angelegten Arbeit die schwierige Entwicklung der Gemeindegeldverwaltung in Mähren und Österreichisch-Schlesien nach. Das Werk ist das Ergebnis eines langjährigen Forschungsprojektes über „Die mährischen und schlesischen Städte in der Ära der kommunalen Selbstverwaltung 1850-1914. Kommunale Eliten, Gemeindegeldwirtschaft, Aufbau einer modernen Infrastruktur“, in dessen Kontext weitere Arbeiten erschienen sind. So hat Kladiwa zwar schon 2004 eine Monografie über die kapitalistischen Eliten und ihren Einfluss auf die Selbstverwaltung der Industriestadt Mährisch Ostrau publiziert.<sup>3</sup> Kladiwa ist auch der Autor des ersten der drei vorliegenden Bände, in dem die gesetzlichen Grundlagen der Gemeindegeldverwaltung behandelt werden. Die beiden Bände des zweiten Teils sind das Gemeinschaftswerk aller drei Autoren.

Es ist nicht ganz einfach, die drei Bände in ihrer Gesamtheit zu bewerten, da verschiedene methodische Zugänge gewählt wurden und die Quellengrundlage uneinheitlich ist, was sich in den einzelnen Kapiteln niederschlägt. Für den gelungensten halte ich Teil II/1, den umfangreichsten Teilband, der den Kern des gesamten Komplexes bildet. Er ist methodisch durchdacht und so aufgebaut, dass er verschiedenen Leserinteressen entgegenkommt. Das Buch enthält fünf große Überblicksstudien (Die grundlegenden Determinanten der Entwicklung, Die Gemeindegeldwahlen, Die Gemeindegeldverwaltung, Das Vereinsleben, Die Nationalitätenkonflikte mit besonderer Berücksichtigung des Schulwesens), die gewissermaßen die theoretische Grundlage bilden. Dies wird dann um die konkrete Problematik in den untersuchten Städten Troppau (Opava), Friedek (Frýdek), Olmütz (Olomouc), Prerau (Přerov), Mährisch Ostrau (Moravská Ostrava), Witkowitz (Vítkovice), Neutitschein (Nový Jičín) und Freiberg (Příbor) ergänzt, und zwar in gleich aufgebauten Kapiteln, die zu einer vergleichenden Betrachtung einladen. Je nach Interesse kann sich der Leser so einzelne Kapitel herausziehen.

Im Teil II/2 vermisst der Leser bei einigen Abschnitten den Blick in die Alltagsgeschichte und mikrohistorische Detailstudien. So wurde etwa das Kapitel über das Gesundheitswesen überwiegend auf der Basis von Materialien aus den Statistischen Jahrbüchern zusammengestellt, folglich geht es nahezu ausschließlich um die Zahl der Beschäftigten im Gesundheitswesen der verschiedenen Städte. Den konkreten Menschen und ihrem Alltag kommt man jedoch nicht nahe. Kritisch angemerkt sei auch, dass es bei der Darstellung des Gesundheitswesens in der Chronologie mitunter etwas durcheinander geht, was es dem Leser schwer macht, die zeitliche Abfolge der Ereignisse zu erschließen.

---

<sup>2</sup> Hlavačka, Milan: Zlatý věk české samosprávy: Samospráva a její vliv na hospodářský, sociální a intelektuální rozvoj Čech 1862-1913 [Das Goldene Zeitalter der böhmischen Selbstverwaltung: Die Selbstverwaltung und ihr Einfluss auf die wirtschaftliche, soziale und intellektuelle Entfaltung Böhmens 1862-1913]. Praha 2006.

<sup>3</sup> Kladiwa, Pavel: Okresní výbor Moravské Ostravy 1850-1913. Komunální samospráva průmyslového města a její představitelé [Der Bezirksausschuss von Mährisch Ostrau 1850-1913. Die kommunale Selbstverwaltung der Industriestadt und ihre Repräsentanten]. Ostrava 2004 (Spisy Filozofické fakulty Ostravské univerzity 152/2004).

Das Kapitel über die Gemeindebeamten (ebenfalls im Teil II/2) hebt sich wohlthuend davon ab. Angeregt vor allem durch deutschsprachige Publikationen zeigt es den Einfluss der sich entwickelnden Selbstverwaltung auf die Gesellschaft in den kleineren Städten. Erhellend ist der Vergleich der Beteiligung der Städte am Aufbau einer kommunalen Wasser-, Gas- und Stromversorgung – eine Problematik, die von der tschechischen Historiografie bisher kaum erforscht wurde. Das Kapitel bietet zudem einen Einblick in die gesellschaftliche und soziale Stellung der Beamtenschaft, indem es die Gehälter und Pensionen der Beamten in den behandelten Städten vergleicht.

Ein wesentliches Problem für die kommunale Selbstverwaltung bildeten die Gemeindefinanzen. Diesem Thema widmen die Autoren zu Recht viel Aufmerksamkeit. Überaus positiv ist zu bewerten, dass sie analytische Kategorien für die Einschätzung der Wirtschaftsführung der untersuchten Städte entwickelt haben, denn die Buchführung wurde nicht überall gleich gehandhabt, sodass es nicht möglich war, einfach nach Budgetkategorien zu vergleichen. Die Autoren befassen sich vor allem mit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg. Weniger Aufmerksamkeit schenken sie dem Schicksal des Gemeindevermögens in den 1850er Jahren, beim Übergang von der Patrimonialverwaltung auf die Gemeinden. Zu fragen wäre hier etwa, in welchem Umfang das übernommene Vermögen für Investitionen in die Infrastruktur genutzt wurde und in welchem Maße es sich die neuen kapitalistischen Eliten in den Gemeinden aneigneten. In der breit angelegten Analyse der Gemeindehaushalte für die Städte Olmütz, Prerau, Mährisch Ostrau, Troppau und Friedek machen die Autoren ein deutliches, auch für andere Städte belegtes Missverhältnis zwischen dem realen Finanzbedarf der Gemeinden und ihren Einnahmen sichtbar. Letztere speisten sich aus ihrem Vermögen und aus ihren gesetzlich geregelten Erhebungs Kompetenzen. Die Autoren vergleichen die Höhe der verschiedenen Gemeindezuschläge und illustrieren, wie die Städte permanent nach neuen Einnahmequellen suchten.

Ein gewisses Ungleichgewicht des Werkes besteht darin, dass es zwar der Zeit von 1850 bis 1914 gewidmet ist, der größte Teil des Textes jedoch der zweiten Hälfte dieses Zeitraums gilt, für die natürlich mehr Quellen und auch mehr Forschungsarbeiten vorhanden sind. Eine Ausnahme bilden die Abschnitte zur Entwicklung der Gesetzgebung, die sich vor allem auf die zeitgenössische juristische Literatur, die stenographischen Protokolle der Landtagsverhandlungen und die Klassiker zum Thema stützen.

Den Bänden hätte es gut getan, wenn auch autobiografische und biografische Quellen herangezogen worden wären, um den Alltag der Selbstverwaltung plastisch zu machen. Zugebenermaßen sind Quellen dieser Art oft schwer zu finden.

Eine Fleißarbeit von unschätzbarem Wert enthalten die beiden den Teilen II/1 und II/2 beigelegten CDs. Auf der CD zu Teil II/1 findet der Leser sehr detaillierte Angaben über die Mitglieder der Gemeindeausschüsse und die städtischen Beamten (Name, Geburtsdatum, Amt, Beruf des Vaters und des Schwiegervaters, Heimatrecht, Wohnsitz, Familienstand, Konfession, Umgangssprache, Dauer der Ortsansässigkeit, Dienstpersonal, Wohnstandard). Da diese Angaben aus Primärquellen gewonnen wurden, können sie als zuverlässige Informationsquelle für biografische

Handbücher und weitere Forschungen auf dem Gebiet der politischen und der Sozialgeschichte Mährens und Schlesiens dienen. Die zweite CD bietet historische Fotografien der behandelten Städte und ihrer bedeutenden Persönlichkeiten (Bürgermeister, Gemeinderäte, Mitglieder der Gemeindeausschüsse usw.).

Dem Leser, der sich nicht so recht an das beeindruckend umfangreiche Gesamtwerk herantraut, ist zu empfehlen, wenigstens die Essenz des Werkes zu lesen, vor allem die sehr nützliche Einführung zum Teil II/1, in der die Literatur zum Thema zusammengefasst ist und die methodischen Zugänge in der Bürgertumsforschung, vor allem im deutschsprachigen Raum, erörtert werden. Die Autoren verstehen die von den Teams um Lothar Gall und Jürgen Kocka vertretenen unterschiedlichen Auffassungen von Bürgertumsforschung nicht als unüberwindbaren Gegensatz. Vielmehr ziehen sie aus beiden Ansätzen methodische Inspiration, wie sie auch das großangelegte österreichische Projekt „Bürgertum in der Habsburgermonarchie“ – und hier vor allem die Arbeiten von Ernst Bruckmüller, Peter Urbanitsch und Hanns Haas – als Bereicherung für ihre Arbeit bezeichnen.

Vergleicht man abschließend die rezensierten drei Bände mit der Publikation über die Selbstverwaltung in Böhmen von Milan Hlavačka, so ist festzustellen, dass die beiden Projekte unterschiedliche Ziele verfolgten. Hlavačka hatte keine statistischen Ambitionen, ihm ging es vielmehr darum, die Institutionengeschichte mit mikrohistorischen Detailstudien zu kombinieren, wodurch eine produktive Spannung zwischen der „kleinen“ und der „großen Geschichte“ entsteht. Die weitaus umfangreichere Arbeit von Kladiwa, Pokludová und Kafková strebt hingegen den statistischen Überblick an, womit sie eine große Lücke in der Forschung schließt. Man kann sich nur wünschen, dass in der tschechischen Historiografie weitere so gelungene Werke, die der Forschung neue Räume eröffnen, entstehen – noch dazu in so rekordverdächtig kurzer Zeit, wie dies dem Autorenkollektiv Pavel Kladiwa, Andrea Pokludová und Renata Kafková gelungen ist.

Brünn

Zdeňka Stoklásková

*Frankl, Michal: „Prag ist nunmehr antisemitisch“. Tschechischer Antisemitismus am Ende des 19. Jahrhunderts.*

Metropol, Berlin 2011, 334 S. (Studien zum Antisemitismus in Europa, Bd. 1), ISBN 978-3-86331-019-6.

Michal Frankl, Leiter der Abteilung für die Geschichte der Shoah im Jüdischen Museum in Prag, verfolgt mit seiner nun in deutscher Übersetzung erschienenen Dissertation das Ziel, eine gravierende Lücke in der Geschichtsschreibung zu schließen, indem er die Entstehung und Entwicklung des modernen Antisemitismus in der tschechischen Gesellschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert untersucht. Frankl betont, dass bislang in der Regel ein enger Zusammenhang zwischen dem deutsch-tschechischen Nationalitätenkonflikt und dem Aufkommen des modernen Antisemitismus unter den Tschechen postuliert worden ist.

Der Verfasser betrachtet daher die „Judenfrage“ zunächst im Kontext des Nationalitätenkonflikts: Für liberale Nationalisten war die „semitische“ Herkunft

von Juden ein geringeres Problem als eine eigene jüdische Nation – die sich nicht einfach in eine tschechische Nation hätte integrieren lassen. Sie betonten daher die Notwendigkeit für Juden, sich der Mehrheit anzupassen. Frankl hebt in diesem Zusammenhang hervor, dass jüdische Schulen mit deutscher Unterrichtssprache – entgegen häufiger Vorwürfe – weniger Mittel zur Germanisierung als zur Zweisprachigkeit waren. Im folgenden Kapitel fragt der Verfasser nach den Zusammenhängen von Liberalismus und Antisemitismus. Am Beispiel des den Jungtschechen nahestehenden Journalisten J. M. Balák zeigt er die Folgen der Abwendung vom wirtschaftlichen Liberalismus und der Hinwendung zu antiliberalen Gesellschafts- und Wirtschaftstheorien. Während Balák in den 1880er Jahren noch die Assimilation von Juden unterstützt hatte, machte er seine Kritik an negativen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklungen am angeblichen Einfluss von Juden fest. Zunehmend sahen aber nicht nur extremistische Antisemiten wie Jaromír Hušek, sondern etwa auch Jungtschechen wie Jan Klacenda in den Juden eine eigene Nation oder Rasse, die nicht assimilierbar sei.

Anschließend untersucht Frankl den „katholischen Antisemitismus“: Er betont, dass der Antisemitismus ein wichtiger Bestandteil der weltanschaulichen Veränderungen im tschechischen Katholizismus nach 1850 war. Juden wurden als Urheber von Liberalismus und Sozialismus geißelt, eine „jüdische Weltverschwörung“ behauptet. Der katholische Antisemitismus knüpfte dabei nahtlos an die antiemanzipatorische Haltung der Kirche an, da die Emanzipation der Juden eng mit den liberalen Gesellschaftsreformen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zusammenhing. Juden, Liberale, Freimaurer wie auch Sozialdemokraten wurden daher, so Frankl, kurzerhand „zu Parasiten oder Bazillen [erklärt], die den Organismus der christlichen Gesellschaft angreifen“ (S. 116). Einer der bedeutendsten christlich-sozialen Propagandisten des Antisemitismus war der Priester, Volkswirtschaftler und Journalist Rudolf Vrba.

Im folgenden Kapitel zeigt der Autor, dass der Antisemitismus auf kommunaler Ebene bereits seit den 1880er Jahren spürbar an Bedeutung gewonnen hatte, was mit der Ausdifferenzierung der politischen Landschaft durch den Aufstieg der Sozialdemokratie und dem Entstehen weiterer Parteien zusammenhing. Für die Antisemiten waren vor allem die Sozialdemokraten fortan die Hauptfeinde, da die Antisemiten den Sozialismus als Schöpfung einer „jüdischen Weltverschwörung“ interpretierten. Der Antisemitismus diente zunehmend jenen Parteien als Instrument, die ihre Anhänger aus den Mittelschichten rekrutierten (S. 182). Sie kritisierten den sozialistischen Internationalismus und warfen den Sozialdemokraten vor, die nationale Einheit zu untergraben. Diese Entwicklung ging mit einer beispiellosen Verschärfung des deutsch-tschechischen Konflikts infolge der Sprachreformen von Ministerpräsident Kasimir Badeni 1897 einher. Frankl betont, dass erst jetzt, und nicht schon in den 1880er Jahren, „Nationalitätenkampf“ und Antisemitismus Weggefährten“ wurden (S. 183). Jungtschechische Redner unterstellten etwa immer wieder der Sozialdemokratie, sie werde von Fremden – gemeint waren Deutsche und Juden wie die Wiener Parteiführer Victor Adler und Friedrich Elbogen – angeführt. Die Reichsratswahl 1897 brachte schließlich die Abkehr der meisten tschechischen Nationalisten von der assimilatorischen Politik hin zum Antisemitismus. Der Anti-

semitismus der tschechischen Nationalisten war dementsprechend nicht allein gegen die deutschen, sondern auch gegen die assimilierten tschechischen Juden gerichtet, deren Haltung bei den Reichsratswahlen belegen sollte, dass sie genauso gefährlich seien wie die anderssprachigen Juden. Ein Bekenntnis zum Antisemitismus signalisierte zu diesem Zeitpunkt zugleich die Zugehörigkeit zum nationalistischen und damit antisozialistischen Lager.

Ausführlich betrachtet Frankl abschließend den Prozess gegen Leopold Hilsner: Er weist darauf hin, dass der angebliche Ritualmord in Polná in der Propaganda des nationalistischen Lagers als Metapher für die sozialistische Verschwörung gegen die tschechische Nation diene. Hilsner wurde in Karikaturen mit sozialistischem Schlapput gezeigt, die sozialistische „Právo lidu“ (Das Recht des Volkes) als „Schächterblättchen“ beschimpft (S. 276). Die Hilsner-Affäre war von besonderer Tragweite, da sie eine ganze Generation von tschechischen Politikern, Journalisten und Intellektuellen prägte.

Frankl bilanziert, dass der Antisemitismus in der tschechischen Gesellschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert ein Ausmaß erreichte, das sich nur mit der Situation „am Ende des Ersten Weltkriegs und in der unmittelbaren Nachkriegszeit sowie der Phase nach dem Münchner Abkommen vom September 1938“ vergleichen lasse (S. 283). Als Ursache für diese Entwicklung macht er den „Widerstand gegen liberale Gesellschaftskonzeptionen und die freie Marktwirtschaft“ aus (S. 288); dem deutsch-tschechischen Nationalitätenkonflikt schreibt er hingegen weitaus weniger Bedeutung zu als bislang allgemein angenommen.

Michal Frankl ist es mit seiner gründlich recherchierten, überzeugend argumentierenden und gut lesbaren Studie gelungen, einen wichtigen Beitrag zur Erforschung des Antisemitismus im späten 19. Jahrhundert zu leisten.

Frankfurt/Main

Jörg Osterloh

*Jelínek, Ješajahu Andrej: Dávidova Hviezda pod Tatrami. Židia na Slovensku v 20. storočí [Davidstern in der Tatra. Juden in der Slowakei im 20. Jahrhundert].*

Vydavateľstvo Jána Mlynárika, Praha 2009, 491 S., ISBN 978 - 80 - 904134 - 3 - 6.

Die slowakischen Juden stehen, anders als die in jüngerer Zeit verstärkt erforschten jüdischen Gemeinden Böhmen und Mährens, selten unmittelbar im Fokus der Geschichtsschreibung. Aufmerksamkeit erfuhren sie vor allem im Rahmen der Holocaustforschung sowie in geringerem Maße im Zuge von Studien zu den multiethnisch geprägten Stadtlandschaften des ehemaligen Oberungarn (Pozsony/Prefburg, Kassa/Košice).

Der slowakisch-israelische Historiker Ješajahu Andrej Jelínek hat es sich daher zur Aufgabe gemacht, diese Lücke zumindest für das 20. Jahrhundert zu füllen. In seinem Buch „Davidstern in der Tatra“ unternimmt er eine Synthese der Geschichte der slowakischen Judenheit – ein Desiderat, das, so der Autor, nicht zuletzt deshalb so dringlich sei, weil die slowakischen Juden von der Forschung bislang noch kaum als separate Gruppe wahrgenommen worden seien. Stattdessen würden sie bis in die

Gegenwart hinein oftmals als Teil der ungarischen Juden betrachtet (S. 8). Dieser Lesart widerspricht Jelínek mit Verweis auf die kulturgeschichtlich und geografisch bedingte Sonderstellung der slowakischen Juden, die in einem speziellen, durch die Tatra begrenzten Teil der Länder der Stephanskrone gelebt haben. Das Potenzial der Tatra als slowakisch-jüdischer Erinnerungsort scheint denn auch bereits im Titel des Buches angedeutet, der sich durchaus als bildliche Anspielung auf die slowakische Nationalhymne „Nad Tatrou sa blýska“ (Es blitzt über der Tatra) deuten lässt. Doch kein kurzes Aufleuchten, sondern eine lange, dauerhafte Kontinuität kennzeichnet die Geschichte der Juden in der Slowakei. Wohl vor allem, um diese sichtbar zu machen, stellt der Autor seiner eigentlichen Forschungsleistung, einer Geschichte der slowakischen Judenheit im 20. Jahrhundert, einen literaturbasierten Überblick über die Entwicklung der jüdischen Gemeinden in Oberungarn vom frühen Mittelalter bis zur tschechoslowakischen Staatsgründung 1918 voran.

Im Hauptteil des Buches, der sich mit der jüdisch-slowakischen Geschichte ab dem Ende des Ersten Weltkriegs beschäftigt, zieht Jelínek eine Reihe unveröffentlichter Quellen aus amerikanischen, slowakischen, tschechischen, deutschen, britischen und israelischen Archiven heran. Ihre geografische Streuung sowie die sprachliche Vielfalt der Dokumente, nachvollziehbar anhand der ausgewerteten Presse in slowakischer, tschechischer, deutscher, ungarischer, jiddischer und hebräischer Sprache, verweisen indirekt auf die praktischen Schwierigkeiten, mit denen sich eine Forschung zur slowakischen Judenheit konfrontiert sieht.

Der zeitliche Bogen von Jelíneks Studie reicht bis zum Ende der kommunistischen Herrschaft in der Tschechoslowakei. Die einzelnen Kapitel sind dabei in chronologischer Manier aufgebaut. Untersucht werden das für die slowakische Judenheit anfangs nicht leichte „Ankommen“ in der jungen Tschechoslowakei sowie das politische, religiöse und kulturelle Leben der slowakischen Juden in der Ersten Republik, u. a. mit Fokus auf das Schul- und Bildungswesen sowie die jüdische Verlags- und Poesstätigkeit. Besonders letzterer misst Jelínek große Bedeutung bei der Herausbildung eines spezifisch slowakisch-jüdischen Selbstverständnisses bei. In den folgenden Abschnitten zeichnet der Autor minutiös die nach 1938 einsetzende antijüdische Gesetzgebung, die allmähliche Enteignung und Entrechtung, Vertreibung und schließlich Ermordung der Mehrheit der slowakischen Juden durch die Nationalsozialisten und ihre slowakischen Helfer nach. Jelínek kann zeigen, dass der in der lokalen Bevölkerung vielfach vorhandene Antisemitismus auch nach 1945 virulent war und kommt daher zu dem bitteren Fazit, dass die verbliebenen slowakischen Juden in der kommunistischen Ära zwischen 1948 und 1989 weiterhin geächtet worden seien, wenn dies auch, anders als unter Tiso, in der Regel nicht mit der Furcht um das eigene Leben einhergegangen sei.

Aufschlussreich ist Jelíneks Analyse der zaghaften Neuetablierung religiösen jüdischen Lebens nach der Shoah, das sich nun vor allem auf das ostslowakische Košice konzentrierte. Des Weiteren geht der Autor ausführlich auf die öffentliche Wahrnehmung Israels in der ČSSR und deren Auswirkungen auf die slowakische jüdische Bevölkerung ein. Aus einer religionsgeschichtlichen Binnenperspektive sind zudem seine Hinweise auf innere Spannungen zwischen den tschechischen und slowakischen jüdischen Gemeinden interessant.

Dass die Geschichte der slowakischen Judenheit jenseits des akademischen Interesses auch ein sehr persönliches Anliegen des Autors ist, wird besonders im Epilog deutlich (S. 428), in dem Jelínek über das nahezu völlige Verschwinden der slowakischen Juden reflektiert: Nicht nur, dass ein Großteil von ihnen von den Nationalsozialisten ermordet oder ins Exil gezwungen wurde, auch in der heutigen Slowakei seien die wenigen verbliebenen Juden kaum sichtbar und als ethnische, nichtreligiöse Gruppe institutionell überhaupt nicht vorhanden. Ebenso wenig existiere eine Organisation slowakischstämmiger Juden auf internationaler Ebene. Diese sei, wie der Autor beinahe resigniert resümiert, „vielleicht auch nicht von Nöten“ (ebd.), zumal die slowakische Sprache an die jüngere Generation weder in Nordamerika noch in Israel weitergegeben werde. Nicht zuletzt dieser Verlust des Slowakischen als jüdische Sprache ist es, den Ješajahu Jelínek als besonders schmerzlich empfindet. Daher ist es sicherlich kein Zufall, dass er seine engagierte Studie auf Slowakisch und nicht etwa auf Englisch veröffentlicht hat und somit gewissermaßen gegen das Vergessen im eigenen Land anschreibt.

Aus forschungspraktischer Sicht wäre dennoch eine deutsche oder englische Übersetzung des Textes wünschenswert. Denn Jelíneks Buch stellt trotz mancher diskussionswürdiger Momente (etwa die nicht durchweg überzeugende Abgrenzung slowakischer und ungarischer Juden vor 1918) eine lohnende, anregende Lektüre dar, die dazu ermuntert, das immer noch wenig bearbeitete Feld der jüdisch-slowakischen Geschichte näher in den Blick zu nehmen.

München

Martina Niedhammer

*Lein, Richard: Pflichterfüllung oder Hochverrat? Die tschechischen Soldaten Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg.*

Lit-Verlag, Wien, Berlin 2011, 441 S., 21 s/w-Abb., 3 Kt., (Europa orientalis 9), ISBN 978-3-643-50158-5.

Im Prager Stadtteil Smíchov stellt die „Zborovská“ (Zborov-Straße) heute ein nur mehr bescheidenes Überbleibsel jenes Erinnerungskultes dar, der die Schlacht vom Juli 1917 als einen der zentralen Gedächtnisorte an die Entstehung der Ersten Tschechoslowakischen Republik verankert hatte. Momente des Erinnerns waren dabei einerseits der erste wirkliche Kampfeinsatz der Tschechoslowakischen Legion, andererseits das mit diesem angeblich verbundene massenhafte Überlaufen von k.u.k.-Soldaten tschechischer Nationalität zum Feind.

Richard Lein widmete sich in dem auf seiner Dissertation an der Universität Wien beruhenden Buch weniger der Diskursanalyse und der Erinnerungsproduktion, als den Fakten hinter der Legende. Er untersucht, ob sich die Soldaten tschechischer Nationalität in der österreichisch-ungarischen Armee zwischen 1914-1918 tatsächlich so verhalten haben, wie es ihr Ruf als Überläufer nahe legt. Mit diesem Topos, darauf weist Lein einleitend hin, operierten sowohl die tschechoslowakischen Staatsgründer als auch ihre deutsch(nationalen) Gegenspieler bei der Legitimation ihrer Ansprüche. Paradox erscheint dies nur auf den ersten Blick, denn was der einen Seite als Verrat galt, war für die andere eine Heldentat für die nationale Souveränität.



Im Zentrum von Leins Studie steht neben der Rekonstruktion der Schlacht bei Zborów im Juli 1917 die vorgebliche Desertion des Infanterieregiments 28 (IR 28) im April 1915 zum russischen Kriegsgegner. Dazu hat Lein neben dem umfangreichen Bestand im Wiener Staatsarchiv (Kriegsarchiv) auch Bestände aus dem Prager Militärischen Zentralarchiv (Vojenský ústřední archiv, VÚA) ausgewertet, die jedoch deutlich weniger umfangreich sind.

Leins Darstellung beider Ereignisse besticht durch ihre Detailgenauigkeit und Akribie. Auf hundert Seiten zeichnet er zunächst Tag für Tag, Kompanie für Kompanie, Gefecht für Gefecht, unterstützt durch zahlreiche Karten und Fotos die Geschichte des IR 25, des „Prager Hausregiments“, nach, um zu dem Schluss zu gelangen, dass sich dieses in der Schlacht von Esztebnekhuta (heute Stebnicka Huta an der polnisch-slowakischen Grenze) im Frühjahr 1915 keineswegs kampfflos ergeben hatte. Die auf eine „allerhöchste Entschließung“ des Kaisers zurückgehende Auflösung des Regiments nur zwei Wochen nach dem angeblich Anlass gebenden Vorfall wertet er als glatte Fehlentscheidung, er spricht sogar vom „vollständigen Versagen“ der zuständigen Militärstellen (S. 200). Den Fehler habe auch die nur wenige Monate darauf folgende Wiederaufstellung nicht korrigieren können, zumal diese nicht öffentlich bekannt gegeben wurde.

In der Schlacht von Zborów trafen auf Seiten Österreich-Ungarns zwei vorwiegend aus Tschechen gebildete Infanterieregimenter (IR 35 aus Plzeň/Pilsen, IR 75 aus Jindřichův Hradec/Neuhaus) nicht nur auf russische Einheiten, sondern auch auf solche der Tschechoslowakischen Legion. Lein schildert auch hier zunächst ausführlich die militärische und politische Ausgangslage, wobei er vor allem mit der Beschreibung der Nachrichten- und Propagandatätigkeit der k. u. k. Armee Neuland betritt. Diese konnte aufgrund der Kriegsmüdigkeit der postrevolutionären russischen Verbände zum Teil erstaunliche Erfolge vorweisen und bewirkte eine intensive Gegenpropaganda als Vorbereitung zur Offensive vom Juni/Juli 1917, wo aufgrund der Arglosigkeit der österreichischen Führung ein Einbruch in die österreichisch-ungarischen Linien gelang. Wiederum tauchten nach der Schlacht – diesmal anlässlich einer parlamentarischen Anfrage zweier deutschnationaler Abgeordneten im Reichsrat – Überlauf-Vorwürfe an die böhmischen Regimenter auf. Lein gelingt der Nachweis, dass es sich dabei lediglich um Schutzbehauptungen höherer Truppenführer handelte, die von ihrer eigenen Führungsschwäche und Fehleinschätzungen abzulenken versuchten.

Detailliert zeichnet Lein den Verlauf der weiteren Debatte nach, die sich zwischen Reichsrat, Armeeoberkommando, kaiserlicher Militärkanzlei und Regierung entspann. Diese setzte zwar bei der Frage nach dem Verhalten tschechischer Soldaten in der Schlacht von Zborów an, doch ging es um nicht weniger als um die Frage nach der Loyalität des tschechischen Volkes zum Reich und – damit verbunden – um eine Neuregelung des deutsch-tschechischen Zusammenlebens in Böhmen.

Resümierend stellt Lein fest, dass „generell so gut wie nichts“ (S. 417) an den – in einer 1918 von Seiten des „deutschen Nationalverbands“ (des Zusammenschlusses deutschnationaler Parteien) gestellten parlamentarischen Anfrage unter dem Titel „Verhalten der Tschechen im Weltkrieg“ zusammengefassten – Vorwürfen der (militärischen) Illoyalität den Tatsachen entsprach.

Im letzten Kapitel seiner Studie referiert Lein die Rezeptionsgeschichte der beiden Schlachten in den beiden Nachfolgestaaten Österreich und der Tschechoslowakei. In Österreich war die Debatte eine absolute Minderheitenangelegenheit, die nur in den späten dreißiger Jahren kurzfristig größere Aufmerksamkeit erlangte, als der „betont“ (deutsch-)nationale Minister in der Regierung Schuschnigg, der ehemalige Generalstabsoffizier und Direktor des Wiener Kriegsarchivs Edmund Glaise-Horstenau, eine „gesamtdeutsche Sendung“ des k. u. k. Heeres konstruierte und dafür scharfe Kritik von hohen ehemaligen k. u. k. Offizieren erntete, die auf das loyale Verhalten aller Nationalitäten der k. u. k. Armee verwiesen. Glaise-Horstenau hatte bereits 1929 in seinem Werk „Die Katastrophe“ den „Verrat der Tschechen“ angeprangert. Lein unterzieht dieses Buch einer ebenso kritischen Analyse wie die Schrift „Aufstand der Nationen“, die der damalige tschechoslowakische Außenminister Edvard Beneš ungefähr zur gleichen Zeit vorlegte, freilich mit einer positiven Interpretation des angeblichen massenhaften Überlaufens tschechischer Soldaten. So weit, so bekannt – interessant sind jedoch Leins Ausführungen zu divergierenden Argumentationssträngen auch in der Tschechoslowakei, die das Bild im Sinne der historischen Tatsachen zurecht zu rücken versuchten, damit in Konflikt mit der offiziellen Staatsidee und ihren Trägern gerieten und denen schließlich kein Erfolg beschieden war. Besonders angesichts der deutschen Bedrohung erlebte der Kult um die Schlacht von Zborów in der Tschechoslowakei in den späten dreißiger Jahren eine Renaissance, gipfelnd im Jubiläumsjahr 1937. Lein verweist jedoch auf die mangelnde integrative Funktion für Deutsche und Ungarn, aber auch für viele Tschechen – wurde diese fehlende Tragfähigkeit des Kultes für alle Bewohner der Tschechoslowakei nur in Kauf genommen oder war sie gar nicht erwünscht?

Insgesamt ist zu konstatieren, dass es Lein gelungen ist, eine Lücke in der Forschung zu schließen, vor allem aber eine lange Zeit sorgfältig gehegte historische Meistererzählung anhand der Fakten in das Reich der Legenden zu verweisen. Ob diese Lesart an den Tatsachen orientierten Betrachtungsweisen Platz macht, wird sich gerade in den kommenden Jahren erweisen, wenn der 100. Jahrestag des Beginns des Ersten Weltkriegs begangen werden wird und auch in Prag größere Erinnerungsaktionen an die Legion geplant sind.

Jedenfalls ist zu begrüßen, dass Lein sich trotz der Wichtigkeit und Aktualität von Diskursgeschichte nicht gescheut hat, eine quellengesättigte Arbeit zu den Fakten hinter den Erzählungen vorzulegen und damit Anstoß für weitere Forschungen gibt, etwa der Frage nach den Gründen der Loyalität der (tschechischen) Soldaten in der multinationalen Armee zumindest in den von ihm vorgestellten Fällen. Was stand dahinter: Identifikation mit der Monarchie und ihrem Heer, Angst vor den Folgen der Desertion, Loyalität zum Regiment oder dessen Angehörigen oder eine Mischung aus all diesen Gründen? Kleinere Ungenauigkeiten, etwa die Verwendung des Ausdrucks „tschechisch“ für die eigentlich gemeinte tschechoslowakische Regierung der Jahre nach 1918 fallen kaum ins Gewicht – weisen aber auf ein weiteres lohnendes Forschungsfeld hin, nämlich die Frage nach der Rolle der neben den Tschechen immer etwas unterbelichteten k. u. k. Soldaten slowakischer Nationalität.

*Engemann, Iris: Die Slowakisierung Bratislavas: Universität, Theater und Kulturgemeinden 1918-1948.*

Harrassowitz, Wiesbaden 2012, 287 S. (Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Ostmitteleuropas 22), ISBN 978-3-447-06640-2.

Iris Engemanns Studie gliedert sich in eine Reihe von aktuellen Publikationen ein, die sich mit Geschichte im urbanen Raum auseinandersetzen. In diesem Fall steht die Nationalisierung bzw. die nationale Aneignung der Stadt im Mittelpunkt. Der zeitliche Fokus der Arbeit liegt auf den Jahren von 1918 bis 1948, also auf jenen Jahrzehnten, in denen Preßburg – seit 1919 Bratislava – einen massiven Wandel durchlief und von einer deutsch-ungarisch-slowakischen Stadt in Oberungarn zur unangefochtenen Metropole der Slowakei wurde, in der fast ausschließlich Slowaken lebten. Wie es dazu gekommen ist, analysiert Engemann in zwei Schritten: Sie untersucht zunächst die „Tschechoslowakisierung“ der Stadt während des ersten Jahrzehnts nach der Republikgründung, dann die „Slowakisierung“ zwischen der Auflösung der Tschechoslowakei 1938 und der kommunistischen Machtübernahme von 1948.

Die Transformation Bratislavas vollzieht die Autorin anhand der Entwicklung von drei Institutionen nach, die sowohl für urbane Räume als auch für Nationalisierungsprozesse von besonderer Bedeutung sind: Universität, Theater und religiöse Gemeinschaften, womit Bildung, Kultur und Religion als bedeutende Merkmale der modernen Gesellschaft vorgestellt werden. Engemann beschreibt neben der Genese der (tschecho)slowakischen Universität in den Jahren 1919-1948 auch die kurze Geschichte der Königlich-Ungarischen Elisabeth-Universität, den Wandel des Städtischen Theaters zum Slowakischen Nationaltheater sowie die Entwicklung der römisch-katholischen, der evangelisch-lutherischen und der jüdisch-neologischen Glaubensgemeinde in Preßburg/Bratislava. Dabei stützt sie sich auf ein breites Spektrum an Quellen slowakischer, tschechischer und deutscher Provenienz und umfangreiche Sekundärliteratur, wobei die Geschichte der jüdisch-neologischen Gemeinde aufgrund fehlender Quellen keinen Eingang in die Arbeit gefunden hat. Den Wandel der genannten Institutionen sowohl im städtischen als auch teilweise im (tschecho)slowakischen Kontext einzufangen, ist Engemann sehr gut gelungen, das macht die Arbeit über den städtischen Kontext hinaus interessant.

Engemanns Untersuchung zeigt deutlich, dass es sich bei der Slowakisierung Bratislavas nicht ausschließlich um eine Ethnisierung handelte. Neben der einheitlich tschechoslowakischen „Formel“ existierten auch Konzepte paritätischer Aufteilung und Koexistenz der in der Stadt lebenden Ethnien. So wird an dem Beispiel der Universität dargelegt, dass es nach der Besetzung der Stadt und dem Beschluss über die Gründung einer (tschecho)slowakischen Universität durchaus noch Überlegungen gab, die königlich-ungarische Elisabeth-Universität für die nichtslowakische oder tschechische Bevölkerung offen zu halten. Zudem existierte auch an der neuen Universität noch eine gewisse sprachliche Toleranz. Am Beispiel des Theaters lässt sich dieses Phänomen ebenfalls insofern beobachten, als neben dem (tschecho)slowakischen Nationaltheater lange Zeit auch eine ungarische und eine deutsche Bühne existierten. Ähnliche Tendenzen zeichneten sich zudem in den beiden christlichen Gemeinden ab.

Ein Manko der Publikation liegt darin, dass Engemann die durch spezifische Bedingungen entstandene und gelebte Multiethnizität der Einwohner Preßburgs/ Bratislavas weitgehend ausspart. Zwar schreibt sie: „Die Nationalisierung der Stadt erfolgte [...] als ‚Enteignung‘ der zuvor (vermeintlich) dominanten Nation, wie auch als zunehmende Auflösung der zuvor bestehenden nationalen Unein- oder Mehrdeutigkeit der Stadt hin zu einem definitiv nationalen Charakter“ (S. 255), doch geht sie auf die in der Sekundärliteratur mehrfach konstatierte mehrdeutige nationale Identität der Einwohner Preßburgs nicht ein. So gibt es bei Engemann bereits von Anfang an (also seit 1918) klare Trennlinien zwischen den einzelnen Ethnien. Obwohl mehrfache Identitäten in den Quellenzitate sichtbar werden, greift die Autorin diese nicht auf. Dabei trugen diese möglicherweise gerade zu einer relativ raschen Slowakisierung bei.

Störend wirken außerdem die Zusammenfassungen am Ende der einzelnen Kapitel, die lediglich eine verkürzte Wiedergabe des zuvor bereits Gesagten enthalten und bei der relativen Kürze der Kapitel unnötig erscheinen; hier wären thesenartige Ausblicke nützlicher gewesen. Auch einige Druck- und Schreibfehler hätten durch ein sorgfältiges Lektorat vermieden werden können. Iris Engemanns Arbeit ist aber mit Sicherheit ein wichtiger und zudem auch gut lesbarer Beitrag zur Geschichte der Nationalisierung im urbanen Kontext.

Leipzig

Pavel Kulha

*Wessely, Katharina: Theater der Identität. Das Brünner deutsche Theater der Zwischenkriegszeit.*

Transcript, Bielefeld 2011. 296 S., ISBN 978-3-8376-1649-1.

Seit einigen Jahren häufen sich Untersuchungen, welche darum bemüht sind, die Wechselwirkungen zwischen tschechischer und deutscher Lebenswelt von der zumeist impliziten Fokussierung auf eine Nationalität zu lösen. Stattdessen werden Städte und Regionen als Handlungsräume von menschlichen Vorstellungen und Aktivitäten beschrieben, die von wechselnden Identitäten und Loyalitäten motiviert werden. Was sich im Bewusstsein einzelner Menschen und Gruppen zur Vorstellung einer immerwährenden Gegensätzlichkeit verdichtete, erweist sich aus dieser Sicht als wandelbares Phänomen, das über kürzere oder längere Zeit anwachsen und dominieren, aber auch nachlassen und verschwinden konnte, wenn neue Loyalitäten und Identitätsvorstellungen erstarkten. Das bedeutet nicht, dass nationale Bilder und Grenzziehungen lediglich Hirngespinnste waren, die keine Entsprechung in der Realität hatten. Allzu blutig sind die realen Auswirkungen dieser Vorstellungen immer wieder in der böhmischen Geschichte gewesen. Es bedeutet, dass diesen Vorstellungen keine ontologische Qualität zukommt, sondern der Charakter einer sozialen Übereinkunft, die gleichwohl Wahrnehmungen und politische Überzeugungen bestimmt.

Wenn Katharina Wessely in ihrer Wiener Dissertation (betreut von Hilde Haider und Oliver Rathkolb) schreibt, es gebe kaum Studien, „die sich mit der Alltags- oder

Kulturgeschichte Brünns von einem über-nationalen Standpunkt aus beschäftigen und die Austausch und Kontakt zwischen der deutschen und tschechischen Teilgesellschaft analysieren würden“ (S. 113), macht sie diese Sichtweise zu ihrem methodischen Ausgangspunkt. In ihrer Arbeit zeigt sie einerseits, wie sich die Brünner Lebenswelt der zwanziger und dreißiger Jahre in ein tschechisches und ein deutsches Milieu aufteilte, wovon u.a. der Germanist Peter Demetz berichtet, der als Jugendlicher vom deutschen zum tschechischen Gymnasium wechselte. Zugleich unterstreicht sie, „dass die strikte Trennung in ein ‚deutsches‘ und ein ‚tschechisches‘ Brunn [...] kaum der Alltagserfahrung aller BrünnerInnen entsprochen haben dürfte“. (S. 113)

Ihr eigentlicher Untersuchungsgegenstand ist das Brünner Theater, das sie entsprechend der Fragestellung nicht als Ort der Unterhaltung oder der künstlerischen Avantgarde untersucht, sondern als Ort nationaler Behauptung. Dabei geht sie auf die Tätigkeit der wechselnden Direktoren von Rudolf Beer über Hans Demetz (dem Vater von Peter Demetz) bis zu Leopold Kramer ebenso ausführlich ein wie auf die wachsenden finanziellen Probleme, die Konkurrenz des deutschen und tschechischen Theaters bei der Zuwendung staatlicher Subventionen, den Versuch des Bundes der Deutschen im Sommer 1936, durch eine „volkstümliche Miete“ Einfluss auf den Spielplan auszuüben, die Gründung eines „Klubs der tschechischen und deutschen Bühnenangehörigen“ im Frühjahr 1938 nach Prager Vorbild und schließlich die Spaltung der Arbeitsgemeinschaft der deutschen Schauspieler in die völkisch ausgerichtete „Deutsche Theatergemeinde“ und die „Demokratische Theatergemeinde des neuen deutschen Theaters in Brunn“.

Mit vielen Beispielen arbeitet sie heraus, dass nicht nur ein deutsch-tschechischer Konflikt darüber ausgetragen wurde, wann die große Bühne des Stadttheaters und wann die Bühne des Kleinen Schauspielhauses vom deutschen Theaterensemble bespielt werden durfte bzw. musste, sondern dass auch zwischen dem liberalen deutschen Theaterverein und dem nationalen Deutschen Haus, in dem eine dritte Spielstätte eingerichtet wurde, zahlreiche Spannungen bestanden.

Bereits im April 1921 entbrannte ein Streit um die Aufführung von Wedekinds „Schloß Wetterstein“, bei der es nicht nur zu Protesten während der Aufführung kam, sondern auch zu antisemitischen Empörungen in der Stadt: „deutsche Juden [wurden] auf den Straßen von deutschen Studenten beschimpft und angegriffen“, wie die Zeitung „Lidové noviny“ berichtete (S.152).

Drei Jahre später löste die Vorstellung von Tollers „Hinkemann“ einen ähnlichen Streit aus, und im Oktober 1926 provozierte die Aufführung von Zuckmayers Lustspiel „Der fröhliche Weinberg“ Proteste im „Namen der deutschvölkischen akademischen Jugend“ (S. 160).

Neben solchen Konflikten gab es eine erstaunlich intensive Zusammenarbeit zwischen deutschen und tschechischen Schauspielern und Sängern, insbesondere im Bereich der Oper, für den das Unikum galt, dass aus finanziellen Gründen das „Notenmaterial [...] geteilt werden musste“ (S. 163). Aus dem Mangel ergab sich die gegenseitige Aushilfe, wenn dasselbe Stück von beiden Opernhäusern gespielt wurde, und schließlich eine richtiggehende Zusammenarbeit. Die erste tschechische Oper, die 1922 im deutschen Opernhaus gespielt wurde, war „Liebele“ von Fran-

tišek Neumann, der bis zu seinem Tod im Jahr 1929 Chef der tschechischen Oper von Brünn war. Anlässlich der Feier des 100. Geburtstags von Gregor Mendel spielte im Herbst 1922 im Brünner Stadttheater das Ensemble der tschechischen Oper den ersten Akt von Smetanas „Verkaufter Braut“ und das der deutschen Oper die Festwiesenszene von Wagners „Meistersinger aus Nürnberg“. 1924 brachte die deutsche Oper Smetanas „Der Kuß“ unter der Regie des tschechischen Regisseurs Václav Štech. In den folgenden Jahren stellte die tschechische Oper wiederholt den Regisseur, die Ausstattung und ließ einzelne Sänger aus, u. a. für Aufführungen von Smetanas „Dalibor“, Weinbergers „Schwanda, der Dudelsackpfeier“ und Janáčeks „Jenufa“.

Wessely vermittelt ein differenziertes Bild der Brünner Theaterverhältnisse, deren Eigenarten und Veränderungen sie auf überzeugende Weise beschreibt. An einigen wenigen Stellen sind begriffliche Unschärfen bzw. Missverständlichkeiten stehen geblieben. So schreibt sie in der Einleitung von den Deutschen als „herrschendem Staatsvolk“ (S. 9) der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, was sich die Ungarn für ihre Reichshälfte sicher verbeten hätten. Und sie spricht vom neuen „Staatsvolk der TschechInnen“ (S. 14) nach 1918, was der offiziellen Propagierung der „tschechoslowakischen“ Nationalität nicht ganz entspricht. Zu kurz erscheint auch die Diskussion des Begriffs „sudetendeutsch“ als „ideologisch intendierter Sammelbegriff“ (S. 26) deutschnationaler Kreise, wenn dabei die Verwendung der Bezeichnung im linken politischen Spektrum und der Komplementärcharakter von tschechoslowakischer und sudetendeutscher Begriffskonstruktion nicht reflektiert werden.

Beim Überblick über die Sekundärliteratur konstatiert Wessely zu Recht den Mangel an Arbeiten zur Kulturgeschichte der böhmischen Länder, berücksichtigt allerdings bedauerlicherweise nicht mehr den von Michaela Marek und weiteren Herausgebern publizierten Sammelband über „Kultur als Vehikel und Opponent politischer Absichten“ (Essen 2010), der die Beiträge zweier Tagungen enthält, was der zeitlichen Spanne zwischen Abschluss der Dissertation und Publikation geschuldet sein mag. Erstaunlicher ist, dass auch ein Verweis auf den von Alena Jakubcová, Jitka Ludvová und Václav Maidl 2001 herausgegebenen Sammelband „Deutschsprachiges Theater in Prag. Begegnungen der Sprachen und Kulturen“ fehlt, dessen erster Abschnitt ebenfalls dem Thema „Theater und Nation“ gewidmet ist und – wie ein Blick ins Internet belehrt – von der Verfasserin selbst besprochen wurde.

Ihre Arbeit stellt gleichwohl eine beachtliche Studie dar, die nicht nur eine Lücke der städtischen Kulturgeschichte Brünns schließt, sondern auch ein Beispiel für die Umsetzung einer Darstellungsperspektive gibt, welche die Vorstellung einer absoluten Trennlinie zwischen deutschen und tschechischen Stadtmilieus durch ein differenziertes Bild ersetzt, ganz ähnlich wie das Ines Koeltzsch in ihrer unlängst publizierten Dissertation über die Prager Verhältnisse der Zwischenkriegsjahre auf einem noch breiteren Untersuchungsfeld demonstriert hat.

Voda Eschgfäller, Sabine / Horňáček, Milan (Hgg.): *Regionalforschung zur Literatur der Moderne*.

Univerzita Palackého v Olomouci, Olomouc 2012, 255 S., Abb., ISBN 978-80-244-3106-2.

Das Image von Regionalliteratur und Regionalliteraturforschung ist defizitär, konstatieren die Herausgeber zu Recht, handelt es sich doch bei dem Forschungsgegenstand, so die gängige hochkulturelle Einstellung, um Texte und Verfasser minderer Qualität, die zudem politisch belastet und rückwärtsgewandt bis reaktionär orientiert seien – was sich, bezogen auf den Kontext der böhmischen Länder insbesondere am Genre der Grenzlandliteratur zeigen lasse. Ausgehend von den Vordenkern einer regionalen Literaturgeschichte wie August Sauer, dem „Altmeister der regionalen Literaturforschung“ (S. 25) und Josef Nadler über die späteren stoffgeschichtlichen (Norbert Mecklenburg) oder literatursoziologischen Ansätze, die nach Herstellungs- und Rezeptionsbedingungen (Renate von Heydebrand) fragen, geht es im vorliegenden Band somit um eine Überprüfung der Verortungen von Regionalliteratur in der Moderne. Einführend umreißen Jörg Krappmann („Komplexität, Schlichtheit und Abstraktion in der regionalen Literaturforschung“, S. 23-39) und Manfred Weinberg („Region, Heimat, Provinz und Literatur(wissenschaft)“, S. 41-57) das Feld des Regionalen, welches seit dem kulturwissenschaftlichen Spatial turn, häufig ja nur ein Topological turn, in jüngster Zeit vermehrt Aufmerksamkeit erweckt und das – so Krappmann – um den jeweiligen Grad an Komplexität und Schlichtheit (hier wäre vielleicht der Begriff der Komplexitätsreduktion besser) organisiert ist. Dass dabei auch Autoren von „Weltgeltung“ durchaus einen regionalspezifischen Bezug besitzen, weist Manfred Weinberg ausgehend von der unproduktiven Sortierung zwischen Prager deutscher Literatur und antimoderner, provinzieller sudetendeutscher Literatur überzeugend nach. In Überwindung der gängigen Dichotomie-These Prag versus Provinz wird selbst eine Entdeckung Kafkas als Autor einer Region gefordert, einer Region, die zudem als umfassender Kulturraum durch ein „Nebeneinander des Gegenseitigen, das Ungleichzeitige des Gleichzeitigen“ (Krappmann, S. 24) geprägt sei und die daher, so Manfred Weinberg, eben nicht identitätslogisch gedacht werden dürfe, sondern in Anlehnung an Homi Bhabha als ein dritter Raum zu verstehen wäre.<sup>1</sup>

An diese beiden das Feld eröffnenden Beiträge knüpfen im Folgenden vor allem Fallstudien zu einzelnen Autoren und/oder Texten an. Die Verfasser bzw. Verfasserinnen untersuchen unterschiedliche Konstruktionen von Regionalität und Heimat, wobei ein Bogen gespannt wird von Dialektautoren wie Karl Bacher (Christian Neuhuber: „Dialektale Heimatkonstrukte. Karl Bachers Gedichte in süd-mährischer Mundart“, S. 117-139) bis zum Internet (Erwin Feierl-Giedenbacher: „Globalismus

<sup>1</sup> Dieses Konzept des Dritten, ob als Figur oder Raum, ist in den letzten Jahren verstärkt in das Interesse der geistes- und kulturwissenschaftlichen Forschung gelangt, so *Eßlinger*, Eva / *Schlechtriemen*, Tobias / *Schweitzer*, Doris / *Zons*, Alexander (Hgg.): *Die Figur des Dritten. Ein kulturwissenschaftliches Paradigma*. Berlin 2010; *Csáky*, Moritz: *Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa*. Wien, Köln, Weimar 2010.

vs. Regionalismus? Das Internet als Medium globaler Vernetzung regionaler Aspekte“, S. 69-84). Als paradigmatische Form regionaler Literatur präsentiert Karsten Rinas („1918 als Symmetrieachse der sudetendeutschen und der tschechischen Grenzlandliteratur?“, S. 193-206) das Genre der Grenzlandliteratur in den böhmischen Ländern, eine primär ideologisch motivierte Textsorte „mit relativ klar umrissenen Funktionen bzw. Standardinhalten“ (S. 193). Rinas untersucht die Zäsur des Jahres 1918 für dieses in deutscher und tschechischer Sprache vorliegende Genre. Durch seine genaue Lektüre der einschlägigen Texte gelangt er zu einer differenzierten Sicht, mit der voreilige Zuordnungen dilettierender Autoren wie Matthias Buth überzeugend widerlegt werden können. Erneut zeigt sich, woran die „Olmützer Arbeitsstelle zur deutschmährischen Literatur“ schon lange arbeitet, dass die den Grenzgebieten entstammende Literatur eben nicht quasi genetischer Prägung einer Blut-und-Boden-Ideologie verbunden gewesen sein muss. Auch bei Rinas zeigt sich der Vorteil einer philologischen Rückbindung des kulturhistorischen Kontextes, die auch bei Lukáš Motyčka am Beispiel Josef Mühlberger aufgeworfen wird („Mühlberger entregionalisieren! Mühlberger entterritorialisieren! Ein Plädoyer für Josef Mühlberger und gegen die Mühlberger-Forscher“, S. 59-68).

Wünscht man sich auch bei vielen Fallstudien ein höheres Reflexionsniveau, immerhin geht es ja um die Beziehung von Moderne und Regionalität, also zwei komplexen Beschreibungsmodellen, wie Krappmann und Weinberg belegen konnten, so bildet die Summe der Beiträge dieses Bandes eine wichtige Basis für weitergehende Studien zum Thema Regionalforschung, an die man sich anschließen können.

Weimar

Steffen Höhne

*Cornwall, Mark: The Devil's Wall. The Nationalist Youth Mission of Heinz Rutha.*

Harvard University Press, Cambridge, Massachusetts, London 2012, 352 S., ISBN 978-0-674-04616-0.

Wenn sich Historiker aus dem angelsächsischen Raum bohemistischer Themen annehmen, führt das häufig zu bemerkenswerten Ergebnissen. Das liegt schon daran, dass sie dank ihres Abstands zu einem (relativ) unvoreingenommenen erfrischenden Blick in der Lage sind, was besonders für Themen der tschechisch-deutschen Konfliktgeschichte gilt. Als Beispiele für innovative englischsprachige Studien zu diesem Themenfeld lassen sich John Connellys „The Captive University“ (2000) oder Eagle Glassheims „Noble Nationalists“ (2005) anführen. Hier versucht sich der britische Historiker Mark Cornwall einzureihen. Sein Werk „The Devil's Wall“ ist im Grunde genommen die Biografie einer einzigen Persönlichkeit, und zwar die des sudetendeutschen Funktionärs Heinz Rutha. Anhand der Lebensgeschichte des Jugendführers und Politikers Rutha verdeutlicht Cornwall jedoch einige bislang wenig bekannte kulturelle Kontexte der sudetendeutschen Jugendbewegung in der Tschechoslowakei und ihrer inneren Differenzierung.

Erstens weist er nach, dass es sich bei dieser Bewegung um eine sudetendeutsche Variante der deutschen Wandervogel-Bewegung handelte, die das gleiche Programm



der „neuen, gesunden, Naturjugend“ und die gleiche vitalistische Mystik verkündete wie ihre „Mutter-“Bewegung. Doch wurde sie um eine antitschechische Komponente ergänzt: Wenn zum Beispiel das Wandern in der Heimat propagiert wurde, dann auch, um diese besser vor der „Invasion des tschechischen Elements“ schützen zu können.

Zweitens geht es Cornwall um die verborgene homoerotische Motivation der Arbeit mit Jugendlichen, die Rutha ebenfalls mit einigen Führern des reichsdeutschen Wandervogels teilte. Dem „heimlich-berühmten“ programmatischen Werk Hans Blühers „Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft“ (1919/20) kam hier die Rolle eines zwar kontroversen aber zugleich einflussreichen theoretischen Modells zu, da es den Männerbund mit Argumenten aus der Psychologie, der Sexuologie und der Kulturgeschichte zu einer eigenständigen Form der Kulturbildung und Sozialisationsform erklärte. Cornwall zufolge stellte Rutha eine nachgerade perfekte Verkörperung des von Blüher entworfenen „Typus inversus“ dar, des „idealen Führers“ des Männerbundes, für den auch die (latente) Homosexualität charakteristisch war.

Drittens geht Cornwall der Annäherung der von Rutha geführten Bewegung an die Sudetendeutschen Partei und Henlein persönlich nach, sowie auch feinen Meinungsunterschieden zwischen Rutha und Henlein. Er verortet Rutha im eher gemäßigten Flügel, der auf eine friedliche Föderalisierung des mitteleuropäischen Raumes hoffte (in der auch der österreichische Ständestaat eine wichtige Rolle spielen sollte), während sich Henlein eindeutig an Hitler und dessen Programm einer Annexion der überwiegend deutsch besiedelten Randgebiete der Tschechoslowakei orientierte.

Viertens behandelt das Buch den Missbrauch der Homosexualität Ruthas für dessen Diskreditierung – seine Verhaftung und Diffamierung durch die Presse und den anschließendem Selbstmord. In Cornwalls Ausführungen erscheint dieser „Fall Rutha“ in erster Linie als Auftragswerk der tschechischen anti-sudetendeutschen Politik. Nach dem Anschluss des Sudetenlandes an das Reich wurde die Homosexualität Ruthas und anderer Funktionäre der Jugendbewegung wiederum von der „anderen Seite“, also den Nationalsozialisten, zur Säuberung der sudetendeutschen Eliten eingesetzt – sozusagen nach dem „Modell Röhms“.

In all diesen Aspekten ist Cornwalls Arbeit überzeugend, sorgfältig mit Quellen belegt und in einigen Passagen wirklich bahnbrechend. Denn während das Thema Homosexualität in der Kultur-, Politik- und Literaturgeschichte in Deutschland schon vor einigen Jahrzehnten bearbeitet wurde und (ähnlich wie in der angelsächsischen akademischen Welt) nicht mehr als ungewöhnlich oder kontrovers erscheint, ist es für die deutschsprachige Kultur der böhmischen Ländern noch immer völlig „untererforscht“. Bezeichnend für diese Situation war zum Beispiel die Konferenz zum Thema Homosexualität in der Kulturgeschichte der böhmischen Länder, die wir 2009 an der Fakultät für Humanwissenschaftliche Studien der Prager Karlsuniversität veranstaltet haben, und bei der wir auch das deutsche Milieu berücksichtigen wollten: Außer Mark Cornwall meldete sich nur ein weiterer Referent – und zwar der tschechische Germanist Lukáš Motyčka mit einer Fallstudie zum literarischen Werk Josef Mühlbergers. In der schriftlichen Fassung seines Beitrages be-

klagt er sich,<sup>1</sup> dass in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Geschichte der deutschsprachigen Kultur der böhmischen Länder das Thema Homosexualität nach wie vor ausgespart wird, so als ob es gelte, die Geschichte des „Stammes“ patriotisch gegen Anfeindungen zu verteidigen. Cornwalls Arbeit erliegt solchen Abwehrmechanismen definitiv nicht.

„The Devil’s Wall“ ist unbestritten ein bedeutendes Buch, das beträchtlichen Erkenntnisgewinn bringt, doch möchte ich auch partielle Einwände und gewisse Schwächen aufzeigen. Zum einen übernimmt Cornwall beim Blick auf die politische Entwicklung in den böhmischen Ländern gewissermaßen die zeitgenössische sudetendeutsche Optik. Die Tschechen erscheinen so, als wären sie nicht nur für seinen historischen Helden, sondern auch für den Autor „die Anderen“, „die Fremden“, die in der Erzählung nur als anonyme und kollektive Gefahr auftreten, als Unterdrücker der Sudetendeutschen und schließlich als Ruthas perfide Verfolger. Zum anderen offenbart sich in einigen Details eine beträchtliche Unkenntnis der tschechischen Geschichte, etwa wenn es heißt, dass die tschechischen Nationalisten den Heiligen Wenzel erst im späten 19. Jahrhundert (!) zur ihrem Verteidiger ernannten (S. 23). Äußerst kritisch werden die Maßnahmen zum Schutz des Staates kommentiert, die 1933 verabschiedet wurden und in deren Folge sich die Tschechoslowakei angeblich in Richtung einer „autoritären Demokratie“ entwickelte – ohne dass Cornwall dies ausreichend in den zeitgenössischen Kontext einbettet, also die Machtübernahme Hitlers in Deutschland (S. 156). Hier kann Cornwall leider nicht die Distanz halten wie Glassheim, der teilweise die gleiche Ära und teilweise auch das gleiche Umfeld behandelt hat.

Cornwall zeigt am Beispiel von Heinz Rutha auf sehr eindrucksvolle Weise das Zusammentreffen und die Konflikte der verschiedenen kulturellen und politischen Strömungen und Einflüsse. Sofern das Buch jedoch in erster Linie eine Biografie sein sollte, dann bleibt das daraus resultierende Porträt des Protagonisten sonderbar widersprüchlich, farblos und unpersönlich. Zwar erfährt der Leser eine Menge Details – angefangen vom familiären Hintergrund bis hin zu den sexuellen Praktiken – doch auf eine zusammenfassende Bewertung wartet er vergeblich. Die Frage, „wer dieser Rutha eigentlich war“ – und zwar nicht bezüglich seines politischen Schicksals oder sexuellen Dilemmas, sondern in einem tieferen, persönlichen Sinne – bleibt letztlich offen. Cornwalls Bericht über Rutha endet mit der äußerst ambivalenten Feststellung: „In the end, for all his fanaticism, Rutha was the tragic double victim of an abortive mission. [...] He was sacrificed on the twin altars of Sudeten German patriotism and homosexuality.“ (S. 267) Doch was bedeutet das? Was denkt der Autor eigentlich über „seinen“ Rutha? War dieser ein „sudetendeutscher Held“ und/oder ein „homosexueller Märtyrer“ à la Oscar Wilde? Oder handelte es sich nur um einen bedauernden Fall, eine bizarre Figur, in der sich die verschiedensten Identitäten miteinander verbanden und verwickelten? War er also einfach nur ein

<sup>1</sup> *Motyčka, Lukáš: Případ Josef Mühlberger. Několik poznámek k fenoménu literární „homoerotické kamufláže“ [Einige Anmerkungen zum Phänomen der literarischen „homoerotischen Camouflage“]. In: Putna, Martin C. (Hg.): Homosexualita v dějinách české kultury [Homosexualität in der Geschichte der tschechischen Kultur]. Praha 2011, 184-207.*

Narr, halb wahnsinnig von der vitalistischen, rassistischen und sexuellen Pseudomystik? Oder stand er lediglich an einem Kreuzungspunkt zeitgenössischer Ideologie, der kein „eigenes Gesicht“ hatte? Das Buch endet, die Fragen beginnen erst.

Diese kritischen Einwände sollen die wertvollen Impulse, die von Cornwallis Werk für die Forschung zur tschechischen wie deutschen bzw. mitteleuropäischen Kulturgeschichte ausgehen, mitnichten in Frage stellen. Seine Analyse des Umfelds, in dem Rutha sich bewegte, fordert geradezu zur Suche nach Parallelen im tschechischen Milieu der Zwischenkriegszeit auf: So war die väterliche Mühle Ort der Sozialisation und erotischer Aktivitäten für Rutha wie auch für Václav Krška, den tschechischen Theatermacher und späteren Filmregisseur, auch er ein begeisterter Leser Blüherers. Ähnlich auch die Aufstellung einer Phalanx aus ihrem „Führer“ ergebener Jünglinge bei Rutha so wie im Falle des tschechischen Priesters Method Klement, des Gründers der Ministrantenorganisation Legio angelica. Aber das ist bereits die Aufgabe von anderen, die auf Cornwallis Arbeit aufbauen werden.

Prag

Martin C. Putna

*Keller, Thomas: Emil Franzel (1901-1976): Biografie eines sudetendeutschen Intellektuellen.*

Diplomica, Hamburg 2012, 126 S., ISBN 9783656256151, als E-book Grin-Verlag, ISBN 3656256152.

Thomas Keller hat die erste und längst fällige Biografie des bekannten, aber auch umstrittenen sudetendeutschen Publizisten Emil Franzel vorgelegt. Sein Buch über Franzels Weg von den sozialdemokratischen Anfängen hin zu später überdeutlich konservativen Positionen ist aus seiner Magisterarbeit hervorgegangen.

Der aus der Nähe von Dux in Nordböhmen stammende Lehrerssohn Franzel war nach der Promotion bei dem Prager Mediävisten Hans Hirsch in die Redaktion des Parteiorgans „Sozialdemokrat“ eingetreten. Er wurde bald zu einem der bekanntesten Mitarbeiter der Zeitung, seine Beiträge behandelten Innen- und Außenpolitik, kulturelle Themen und nicht zuletzt auch die parteitheoretischen Herausforderungen der damaligen Zeit. Franzel gehörte zu der kleinen Zahl unter den Redakteuren des Parteiorgans, die auch zu anderen Journalisten der Ersten Republik, deutschen wie tschechischen, lebhaft Verbindungen unterhielten und deren Leserschaft weit über den Rahmen der eigenen Partei hinausreichte. Dies war sicherlich einer der Gründe, weshalb Franzel, ein hervorragender Redner, auch in der Bildungspolitik der deutschen Sozialdemokratie in der Tschechoslowakei (DSAP) eine führende Rolle übernehmen konnte.

Seine Popularität hatte jedoch ihre Grenzen. Parteichef Ludwig Czech, ein eher vorsichtiger und der theoretischen Orthodoxie verbundener Jurist, wollte keine riskante Programmdiskussion. Möglicherweise befürchtete er, diese könnte der DSAP ähnlich große Verluste beschern wie die Abspaltung der Kommunisten im Jahr 1921. Franzel war dennoch der Meinung, dass die deutsche Sozialdemokratie in der Tschechoslowakei nur dann werde überleben können, wenn sie sich der ländlichen und städtischen Mittelschicht des deutschen Siedlungsgebietes öffnen und auch die

nationale Problematik stärker berücksichtigen würde. Dies war einer der Hauptgründe, weshalb Franzel schließlich seinen Posten in der Parteibildungsarbeit verlor. Diese Aktion der Parteiführung blieb jedoch ohne Einfluß auf die enge ideologische Zusammenarbeit von Franzel, Wenzel Jaksch und Otto Strasser, welche sich vor allem in Jakschs damals als sehr rechtslastig angesehenem Volkssozialismus und in Jakschs Buch „Volk und Arbeiter“ zeigte.

Emil Franzel musste die DSAP schließlich verlassen, auch weil er der Ansicht war, dass eine Rückkehr der Habsburger an die Macht dem Vorrücken Hitlers in Deutschland, Böhmen und Österreich vorzuziehen sei. Nach dem Krieg wurde er einer der bekanntesten konservativen Publizisten der Bundesrepublik und Österreichs. Die Verbindung zu vielen seiner früheren Genossen, darunter Wenzel Jaksch, Richard Reitzner, Karl Kern und Franz Krejci, ließ er dennoch nie abreißen.

Thomas Kellers gut lesbares Buch sei allen empfohlen, die sich für die Geschichte der sudetendeutschen politischen Parteien und deren führende Denker interessieren.

Pöcking

Martin K. Bachstein

*Kyncl, Vojtěch: Bez výčitek. Genocida Čechů po atentátu na Reinharda Heydricha [Ohne Vorwürfe. Der Genozid an den Tschechen nach dem Attentat auf Reinhard Heydrich].*

Historický ústav AV ČR, Praha 2012, 415 S., ISBN 978 - 80 - 7286 - 197 - 2.

Die Tätergeschichte zum Nationalsozialismus ist mittlerweile ein etabliertes Forschungsfeld. Deshalb überrascht es umso mehr, dass das Protektorat Böhmen und Mähren bisher keine Beachtung gefunden hat. Hier schließt die Monografie von Vojtěch Kyncl, die auf seiner an der Universität Pardubice vorgelegten Dissertation beruht, eine große Lücke.

Kyncl untersucht das Wirken des 20. Polizeiregiments „Böhmen“ im Protektorat Böhmen und Mähren und beschränkt sich somit auf den böhmischen Teil des Protektorats. Im Zentrum steht der Zeitraum des zweiten Standrechts, in der tschechischen Geschichtsschreibung auch als zweite Heydrichiade bezeichnet, also die Wochen unmittelbar nach dem Attentat des tschechoslowakischen Widerstands auf den stellvertretenden Reichsprotektor Reinhard Heydrich am 27. Mai 1942. Während dieses Zeitraums wurden etwa 2000 Tschechen durch SS, Gestapo, aber vor allem die Schutz- und Ordnungspolizeieinheiten ermordet und die Dörfer Lidice und Ležáky dem Erdboden gleichgemacht.

Im Mittelpunkt des Interesses stehen nicht nur die Täter des zweiten Standrechts, sondern auch ihr Umfeld und ihr Alltag im Protektorat Böhmen und Mähren. Einführend zeichnet der Autor die Zusammensetzung der einzelnen Polizeieinheiten nach, geht auf die Herkunft der Polizisten ein und stellt die Zusammenarbeit mit SD und Gestapo übersichtlich dar (S. 36 f.). Im Anschluss daran untersucht Kyncl das Attentat auf Heydrich und zeigt die verschiedenen Zuständigkeiten der jeweiligen Repressionsorgane auf. Ferner beschreibt er sehr dicht und umfassend die Exekutionsabläufe und rekonstruiert unter anderem anhand der sorgfältig ausgewerteten Akten der „Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung

nationalsozialistischer Verbrechen“ und der Akten aus dem Bundesarchiv in Koblenz nicht nur die Organisation der einzelnen Exekutionen, sondern vor allem die Befehlswege und die bürokratischen Abläufe, die mit jeder Exekution verbunden waren.

Kyncl teilt die Massenerschießungen in zwei Phasen ein: zum einen in die „wilde“ Phase, die die Städte Kladno, České Budějovice (Budweis), Mladá Boleslav (Jung-Bunzlau) und Kolín (Kolin) betraf (S. 102-110), zum anderen in die „organisierte Phase“, die die Städte Tábor, Praha, Klatovy (Klattau), Plzeň (Pilsen) und Pardubice (Pardubitz) einschloss (S. 110-188).

Kyncl schließt aus den untersuchten Dokumenten, dass sich zu Beginn des zweiten Standrechts die Schützen der Polizeieinheiten zum großen Teil freiwillig an den Exekutionen beteiligten und diese Bereitwilligkeit nur sehr langsam abnahm (S. 208). In diesem Zusammenhang betont der Autor, dass der Alltag der Schutzpolizei vor dem Attentat auf Heydrich als nahezu friedlich und ruhig bezeichnet werden kann und es zu keiner Brutalisierung und Verrohung der Verhältnisse kam wie etwa im Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion. Trotz dieser Ausgangslage im Protektorat entwickelten sich die Polizisten des 20. Polizeiregiments „Böhmen“ innerhalb von wenigen Stunden zu Mördern.

Um die Frage zu klären, aus welchem Grund die deutschen Polizisten freiwillig mordeten, obwohl in den Akten immer wieder von den „guten Beziehungen zur Zivilbevölkerung“ die Rede ist, verlässt der Autor die rein deskriptive Ebene und zieht die Ergebnisse der sozialpsychologischen Studien von Adorno, Milgram, Asch und Zimbardo heran und erklärt anhand dieser in Teilen das verbrecherische Handeln der Polizisten (S. 193-207). Dieser methodische Schritt ist insofern sehr begrüßenswert, als Kyncl hiermit die Massenmorde in Böhmen in einen breiteren Zusammenhang rückt und die Täterforschung gezielt auf das 20. Polizeiregiment „Böhmen“ anwendet. Hierbei greift Kyncl auch auf die Forschungen von Browning und Welzer zurück und konstatiert, dass die Polizisten vor allem aus absoluter Autoritätshörigkeit, Befehlsgehorsam, „Männlichkeit“ und aus der Anonymität der Gruppe heraus mordeten und erst in zweiter Linie aus nationalsozialistischer Überzeugung, also insgesamt aus ähnlichen Gründen wie die „gewöhnlichen Männer“ Brownings.<sup>1</sup>

Kyncl weist nach, dass es sich nur um ein „imaginäres“ Standrecht handelte, da die Opfer zum Großteil nie vor dem Standgericht in Prag verurteilt wurden, sondern direkt aus der Gestapohaft der Schutz- und Ordnungspolizei zur Exekution übergeben wurden. Dies zeigt deutlich, dass die Opfer willkürlich ausgewählt worden waren und zum Großteil nicht mit dem Attentat in Verbindung standen (S. 93 f.). Die Untersuchung macht somit einmal mehr deutlich, dass die lokalen Befehlshaber erheblichen Handlungsspielraum besaßen und diesen radikal gegen die tschechische

---

<sup>1</sup> *Browning*, Christopher: *Ordinary Men. Reserve Police Battalion 101 and the Final Solution in Poland*. New York 1992. – *Welzer*, Harald: *Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden*. Frankfurt/Main 2005; *Welzer*, Harald/*Moller*, Sabine/*Tschuggnall*, Karoline: *„Opa war kein Nazi“*. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt/Main 2002.

Zivilbevölkerung einsetzten. Die meisten der Opfer wurden aufgrund des „Gutheißen des Attentats“ hingerichtet. Kyncl zeigt anhand der eingesehenen Dokumente auch, dass bei den Hinrichtungen oft bis zu hundert Personen anwesend waren, teilweise auf Befehl zur „Abhärtung“, teilweise aus reiner Neugier und Sensationslust (S. 152 f.). Nach den Hinrichtungen wurden, wie auch schon von Browning für das Polizeibatallion 101 beschrieben, „gesellige“ Abende mit Spirituosen und anderen Genussmitteln organisiert, um die die Psyche der Polizisten belastenden Ereignisse zu verdrängen und die „Kameradschaft“ zwischen den Männern zu festigen (S. 181).

Die Massenexekutionen werden von Kyncl in drei Phasen eingeteilt:<sup>2</sup> Den Anfang machte die Phase der „Formierung“, vom 27. Mai bis zum 9. Juni, die durch die „Überwindung von technischen, rechtlichen, sozialen und psychischen Hindernissen geprägt war“. Es galt, „den bürokratischen Prozess mit den Exekutionen aufeinander abzustimmen und eine psychische Beruhigung der Täter zu erreichen.“ Es folgte die Phase der „Konsolidierung“, vom 10. Juni bis 23. Juni, die sich durch das „Aufeinandereinspielen“ der einzelnen Dienststellen auszeichnete, um die Urteile des Standrechts schneller vollstrecken zu können. „Hinsichtlich der Kooperation zwischen SD, Geheimpolizei und Schutzpolizei funktionierte das System ununterbrochen, reibungslos und ohne jegliche Verzögerung“, so Kyncl. Die letzte Phase, die Phase der „Radikalisierung“ vom 24. Juni bis 3. Juli, war durch den Ausschluss der höchsten vorgesetzten Autoritäten aus dem Entscheidungsprozess charakterisiert. Die Entscheidungsmacht verschob sich in dieser Phase von den höchsten Eliten des Protektorats hin zu den lokalen Befehlshabern der Gestapo und der Schutzpolizei.

Im letzten Teil der Publikation geht der Autor auf die bundesdeutsche und DDR-Nachkriegsjustiz ein und ihre Zusammenarbeit mit den tschechoslowakischen Stellen. Obwohl die meisten Täter den Ermittlern bekannt waren, kam es aufgrund von personellen Verflechtungen im Polizeiapparat der BRD nur zu sehr wenigen Verurteilungen.

Die Lektüre erleichtert der detaillierte Anhang, welcher nicht nur aus biografischen Daten und Fotografien der deutschen Täter der verschiedenen Gestapo- und Polizeistellen Böhmens sondern auch aus Tabellen besteht, die darüber Auskunft geben, an welchem Ort welche Einheiten bzw. Polizisten im Einsatz waren und wieviele Menschen den jeweiligen Exekutionen zum Opfer gefallen sind.

Zu kritisieren ist, dass der Begriff des Genozids, der, wie schon im Untertitel deutlich wird, in der Studie zu pauschal benutzt wird, ohne auf die Genozidforschung<sup>3</sup> der letzten Jahre einzugehen. Zutreffender wäre es, von Massenmord zu sprechen. Dies gilt umso mehr, als der Autor klarstellt, dass es sich im Protektorat verglichen mit den deutschen Massenerschießungen in Polen oder der Sowjetunion um ver-

---

<sup>2</sup> Alle Zitate in diesem Absatz S. 222.

<sup>3</sup> Vgl. hierzu: Debatte: NS-Forschung und Genozidforschung, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, 5 (2008) H. 3, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Debatte-3-2008> (letzter Zugriff 1.05.2013); Tatz, Colin: *With Intent to Destroy. Reflecting on Genocide*. London 2003.

gleichsweise geringe Opferzahlen handelte. Mitunter fallen einige Zitierfehler auf, die jedoch nicht von großer Bedeutung sind. Ferner wäre eine Zusammenfassung der einzelnen Großkapitel sicherlich dienlich gewesen, um die aufgezeigten Muster, Abläufe und Strategien der Täter deutlicher herauszukristallisieren.

Trotz kleinerer Schwächen handelt es sich bei dieser Publikation um eine sehr gut lesbare Studie über die deutschen Täter des zweiten Standrechts in Böhmen, ihre Verbrechen, Charaktereigenschaften, Handlungsspielräume und das spätere Versagen der westdeutschen Nachkriegsjustiz bei der Verurteilung der Täter. Besonders die Tatsache, dass Kyncl die Ergebnisse der internationalen Täterforschung heranzieht und nicht auf einer rein deskriptiven Ebene bleibt, macht diese Publikation zu einer großen Bereicherung der Forschung zum Protektorat.

Wuppertal

Jan Vondráček

*Douglas, R[ay] M.: Ordnungsgemäße Überführung. Die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg.*

C. H. Beck, München 2012, 556 S., 16 Abb., 3 Karten, ISBN 978-3-406-62294-6.

*Douglas, R[ay] M.: Orderly and Humane. The Expulsion of the Germans after the Second World War.*

CT: Yale University Press, New Haven 2012, 504 S., 12 s/w Abb., 1 Karte, ISBN 978-0300-16660-6.

In der Einleitung seines Werkes über die Geschichte der Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg konstatiert R. M. Douglas, dass diese Geschichte „in Deutschland zu wenig bekannt“ sei (S. 14). Indessen kann der Rezensent, selbst Autor in diesem Bereich, sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Markt zumindest in Deutschland, Polen, Tschechien und der Slowakei durch eine Fülle von wissenschaftlichen Untersuchungen und ein Lexikon, durch groß angelegte Dokumentationen sowie durch Dokumentar- und Spielfilme weitgehend gesättigt ist. Douglas setzt sich allerdings das Ziel, die Vertreibungen „von ihren frühesten Ursprüngen an und in allen Ländern“ zu betrachten und „ihre Geschichte bis in die Gegenwart“ fortzuschreiben (S. 16).

In den Mittelpunkt des 1. Kapitels stellt Douglas „Den Planer“ Edvard Beneš. Er zeichnet ein allzu negatives Bild der Politik Beneš und der Tschechoslowakischen Republik gegenüber den Sudetendeutschen. In seinem zweiten Exil habe Beneš sich unersetzlich gefühlt, auf die Sowjetunion und auf Massenvertreibungen gesetzt, um „das nationale Projekt der Tschechoslowakei zu vollenden“ (S. 31). Douglas geht aber nicht auf die Erfahrungen ein, die Beneš mit der Sudetendeutschen Partei in den Jahren seit 1935 und besonders 1938 gemacht hatte, als diese nach ihrem überwältigenden Wahlsieg auch sehr weitreichende Kompromissangebote abgelehnt hatte. Gegen deren Parole „Wir wollen heim ins Reich“ setzten Beneš und die tschechische Politik „Nie wieder München“, was nur durch eine radikale Reduktion der deutschen Minderheit erreichbar schien. Dieses Kapitel enthält fast überall Fehler und

Ungenauigkeiten. Entgegen Douglas' Behauptung stimmte nicht „kein einziger sudetendeutscher Abgeordneter“ (S. 26), sondern votierten vielmehr die Vertreter aller deutschen Parteien mit Ausnahme der SdP für Benešs Wahl zum Präsidenten (S. 26). Den so genannten „5. Plan“ hat Beneš nicht Hitler (S. 34), sondern Eduard Daladier unterbreitet. Weitere falsche Behauptungen: Heydrich habe das Protektorat befriedet, die tschechischen Munitionsarbeiter hätten höhere Löhne als deutsche Arbeiter erhalten (S. 38); nur 2000 deutsche Beamte hätten die tschechische Bürokratie von 350000 Menschen kontrolliert (S. 39). Lidice sei der Grund für die britische Entscheidung zugunsten des Transfer-Prinzips gewesen (S. 40 f.). Um seine Anklage gegen den „Planer“ Beneš verschärfen zu können, schreibt Douglas, dass die polnische Exilregierung „dem von den Tschechoslowaken eingeschlagenen Weg folgte“. Angeblich reagierte sie im Winter 1939/40 zurückhaltend auf tschechoslowakische Vorschläge, mit der Vertreibung der deutschen Minderheiten einen ersten Schritt zu einer Nachkriegsföderation beider Länder zu unternehmen (S. 41). In beiden Fällen ist genau das Gegenteil richtig! Auch der letzte polnische Exilpremier Tomasz Arciszewski habe erklärt, Polen wolle „höchstens ein von der deutschen Bevölkerung geräumtes Ostpreußen“, nicht aber Stettin und Breslau. Tatsächlich hat er jedoch wie seine Vorgänger auch „Schlesien“ gefordert.

Obwohl er es besser wissen müsste, behauptet Douglas, dass Beneš den Westalliierten versichert habe, es sollten nur „Faschisten“ und „Kollaborateure“ ausgewiesen werden. Den geplanten Linksruck und die staatliche Kontrolle habe Beneš nicht nur zugunsten enger Beziehungen zur Sowjetunion angestrebt; sie sollten angeblich auch der „Festigung seiner politischen Stellung nach innen“ dienen. Im nächsten Satz gerät Douglas' Argumentation durcheinander: Zugleich habe Beneš geglaubt, die Umverteilung des nationalen Reichtums „werde diejenigen Klassen schwächen, auf deren Unterstützung die National-Sozialistische und die Bauernpartei angewiesen waren“ (S. 319).

Im Gegensatz zu manch anderem Autor hat Douglas nicht nur die Literatur in westlichen, sondern auch in slawischen Sprachen ausgewertet, was seiner Arbeit zugute kommt, z.B. bei seiner Darstellung der britischen Position zur Vertreibung sowie des Verhältnisses zwischen Beneš und Jaksch. Douglas hat allerdings die Tendenz, aus der Sekundärliteratur oft die extremere Version zu übernehmen: Aus dem Optionsrecht nach dem Münchner Abkommen wird bei ihm ein Zwang, die sudetendeutschen Gebiete in sechs Monaten zu verlassen. Von den Gerüchten über ein Deportationsziel für die Südtiroler „Bleiber“ wählt er nur Abessinien, nicht das meist genannte Sizilien (S. 62). Die Sowjets besetzten zwar auch die Nordbukowina, hatten diese aber in den Verhandlungen mit den Nationalsozialisten nicht gefordert, wie Douglas schreibt (S. 63).

Im 2. Kapitel „Die Volksdeutschen während des Krieges“ behandelt Douglas vor allem die von den Nationalsozialisten ausgelösten Bevölkerungsverschiebungen, wobei er die Siebenbürger Sachsen mit den Dobrudscha- und Bukowina-Deutschen verwechselt (S. 74). Er erwähnt Konflikte zwischen Alteingesessenen, Reichsdeutschen und volksdeutschen „Rüchsiedlern“ verschiedener Herkunft sowie die nationalsozialistischen Bemühungen, die Bevölkerung in Kategorien der „Deutschen Volksliste“ zu erfassen und von der polnischen Bevölkerung zu separieren. Trotz



vieler Anzeichen für das Gegenteil nimmt Douglas die deutschen Minderheiten in den Staaten Ostmitteleuropas gegen den Vorwurf einer „fünften Kolonne“ bzw. Kollaboration in Schutz (S. 85). Sie hätten nicht erkannt, welche Ressentiments ihr „Herrenvolk-Status“ und die NS-Besatzungspolitik bei den unterdrückten Völkern wecken sollten.

Im 3. Kapitel „Der Plan“ lässt Douglas die Zwangsmigrationen der Vergangenheit seit dem Altertum Revue passieren. Da er in diesem Kapitel die Entwicklung der alliierten, besonders der britischen Transferpläne isoliert referiert, entgeht ihm der britische Einfluss auf die polnischen und tschechoslowakischen Vorhaben. So hat das britische Veto gegen eine Vertreibung der „Schuldigen“ Beneš ermutigt, seine Pläne zu radikalieren und seine Verhandlungen mit Wenzel Jaksch, dem Führer der sudetendeutschen Sozialdemokraten im Exil, abzubrechen. Ebenso ermutigte Churchill die polnische Exilregierung zu immer extremeren Annexionen im Westen, um sie zur Übergabe von Ostpolen an die Sowjetunion zu bewegen.

Die bisherigen Kenntnisse über „Die wilden Vertreibungen“ (4. Kapitel) aus Polen und der Tschechoslowakei fasst Douglas übersichtlich und mit vielen Beispielen zu den Gewalttaten und den Leiden der Betroffenen – in der Mehrheit Frauen, Alte und Kinder – eindrucksvoll zusammen, die britische und amerikanische Beobachter mit ihren Eindrücken aus den deutschen Konzentrationslagern verglichen. In einem Telegramm an die polnische Regierung verglich das US-Außenministerium die Vertreibung der Deutschen aus Polen mit den „Massendeportationen der Nazis“, schickte den Protest allerdings nach der Einigung des Alliierten Kontrollrats vom November 1945 über die Verteilung der Vertriebenen und den Zeitplan dann doch nicht ab (S. 164 f.). Douglas' Aussagen in Bezug auf Jugoslawien sind zum Teil (S. 144 f., 159 f.) weniger gut fundiert. Seine Entscheidung, die Deportation von Rumäniendeutschen zur Zwangsarbeit auf Zeit meist in der Ukraine als Vertreibung zu werten, ist kaum zu rechtfertigen.

Soweit sich Douglas auf eigene Archivstudien stützt wie in den folgenden Kapiteln, besticht seine Darstellung durch eine dichte Beschreibung der Ereignisse. Er schöpft seine Informationen aus jeweils mehreren Archivbeständen in Polen, Tschechien, Großbritannien, den USA und der Schweiz, wo er das Archiv der Internationalen Kommission des Roten Kreuzes besucht hat. Eindrücklich beschreibt er die unmenschlichen Lebensbedingungen in den Lagern von Polen bis Jugoslawien. Er registriert aber auch, dass Tschechen und Polen wiederholt Kritik an den Zuständen in den Lagern übten. Britische und amerikanische Diplomaten scheuten jedoch offene Kritik, um ihre Partner in Ostmittel- und Südosteuropa nicht zu verärgern. Sie hielten am Einreiseverbot für Volksdeutsche aus Jugoslawien trotz der besonders mörderischen Zustände in den dortigen Lagern fest. Erst Berichte in der britischen Presse und folgende Besuche von Rotkreuz-Delegationen führten Anfang 1947 zu einer Verbesserung der Zustände in den allerdings nur noch wenigen verbliebenen Lagern in Polen und der Tschechoslowakei.

Im 6. Kapitel über „Die ‚organisierten‘ Vertreibungen“ analysiert Douglas die Abstimmungsprobleme zwischen den aussiedelnden Staaten und den Aufnahmebehörden in den Besatzungszonen. Ausführlich geht er auf die Leiden der Vertriebenen und die zahlreichen Todesfälle aufgrund von Hunger, Durst, Kälte, Krank-

heit, Plünderung, Vergewaltigung, Misshandlung und Korruption in den Sammelagern und während der weiterhin chaotischen Deportationen ein. Jüdische Untergrundorganisationen hätten in die Vertriebenen-Transporte aus Polen jüdische Auswanderer geschmuggelt, über deren weit überdurchschnittliche Ausstattung sich die britischen Aufnahme-Offiziere wunderten.

Nach dem immer heftiger werdenden Streit (7. Kapitel „Das Zahlenspiel“) über die Belastung der britischen bzw. sowjetischen Zone mit Vertriebenen aus Polen setzten die Briten im Herbst 1946 eine Reduktion und Anfang 1947 die Einstellung der Transporte in ihre Zone durch. Schon Ende 1946 hatten die US-Behörden die Aufnahme von Deutschen aus der Tschechoslowakei beendet. In diesem Zusammenhang trägt Douglas auch die Planungen für die Vertreibung der Ungarn-Deutschen, ihre Teilvertreibung zuerst in die US-Zone und ein Jahr darauf in die Sowjetzone nach.

Besonders viele Todesopfer als Folge von Unterernährung und Krankheiten gab es unter den Kindern (8. Kapitel, „Die Kinder“), und zwar vor allem unter denen, die in Lagern interniert waren. Douglas zitiert die drastischen Berichte der betroffenen Überlebenden, vor allem aber von Vertretern des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes. Er schildert auch die bis 1947 mit wenigen Ausnahmen vergeblichen Bemühungen wie z.B. Přemysl Pitters, die Lage der Kinder zu verbessern. Zudem versuchten die polnische und die tschechoslowakische Regierung (wie schon ihre nationalsozialistischen Vorgänger), Kinder aus so genannten Mischehen von ihren Eltern zu trennen und zu Polen, Tschechen oder Jugoslawen zu erziehen, wobei trotz mehrerer Beispiele das Ausmaß und der Erfolg dieser Versuche allerdings offen bleibt.

Im „Wilden Westen“ (9. Kapitel) zeichnet Douglas ein Bild der Vertreibungsgebiete besonders in Polen, weniger in den böhmischen Ländern, als weitgehend leer und wüst. In diesen Regionen machten sich sowjetische Soldaten und „Goldgräber“, „Fledderer“ oder „Schatzsucher“ auf die Jagd nach „Beute“, d.h. nach dem Besitz der enteigneten und vertriebenen Deutschen und beteiligten sich die angeblichen Ordnungshüter an Plünderungen und Ausschreitungen. Douglas analysiert die Konflikte zwischen Neusiedlern und alteingesessenen Polen, die noch das Verifikationsverfahren durchstehen mussten, und benennt die wirtschaftlichen und sozialen Folgen der Vertreibung. Er schildert die Zustände in den Vertreibungsgebieten so negativ wie nur irgend möglich. Kommentarlos zitiert er aus dem „Economist“: In Mitteleuropa habe sich während des Krieges „eine neue Lumpenbourgeoisie ausgebreitet, die zuerst den Besitz der ermordeten Juden und dann vertriebener Deutscher plünderte“ (S. 331), obwohl es doch mit wenigen Ausnahmen Deutsche gewesen waren, die sich das jüdische Eigentum angeeignet hatten.

Im 10. Kapitel („Die internationale Reaktion“) gibt Douglas einen differenzierten Überblick über die Stellungnahmen der Regierungen und Öffentlichkeit der Westmächte zum Schicksal der Vertriebenen. Diese reichten von Verweisen auf die „Kollektivschuld“ der Deutschen an den Gräueln der NS-Zeit und die Rolle der Volksdeutschen als „Fünfte Kolonne“ bis zu scharfen Protesten englischer Bischöfe sowie britischer und amerikanischer Intellektueller gegen die Umstände der Vertreibung, aber selten gegen die Zwangsaussiedlung selbst.

Das 11. Kapitel („Der Neubeginn“) ist der Not der Vertriebenen in den ersten Jahren, ihrer allmählichen Überwindung, dem Verhältnis zu den Einheimischen, den Organisationen der Vertriebenen und deren Politik gewidmet. Unter dem Titel („Das Recht“) diskutiert Douglas die Auseinandersetzungen um die Vertreibung von Minderheiten und Fragen der Entschädigung im Rahmen der Entwicklung des internationalen und europäischen Rechts. Er schließt sich der Schlussfolgerung eines US-Juristen an, dass „Europa und seine Rechtsordnung den Rückgriff auf ethnische Säuberung nicht unter allen Umständen verworfen“ hätten (S. 425). Die „Bedeutung und Erinnerung“ (Kapitel 13) handelt Douglas vor allem auf Basis der Äußerungen von deutschen, tschechischen und polnischen Politikern zum Thema Krieg und Vertreibung ab, wobei er die Bedeutung des geplanten „Zentrums gegen Vertreibungen“ für die Beziehungen zwischen den Staaten und ihren Bürgern überschätzt. In seiner Schlussbetrachtung argumentiert Douglas gegen drei Thesen, mit denen die Vertreibung begründet werde: ihre Unvermeidlichkeit wegen des Hasses der Mehrheitsbevölkerung, die Verhinderung weiterer europäischer Konflikte und die Kollaboration der Volksdeutschen mit dem NS-Regime. Abschließend listet er eine Reihe von Einwänden gegen Umsiedlungen als Mittel der internationalen Politik auf.

Douglas hat eine große und im Allgemeinen auf eine breite Basis von Archivquellen und vielsprachige Literatur gestützte Darstellung vorgelegt. Die parallele Schilderung der aufeinander bezogenen Vorgänge in mehreren Staaten ist das eigentliche Verdienst dieser Arbeit. Manche Ungenauigkeiten und sachlichen Fehler könnten in einer eventuellen zweiten Auflage beseitigt werden.

Berlin

Detlef Brandes

*Beer, Mathias: Flucht und Vertreibung der Deutschen. Voraussetzungen, Verlauf, Folgen.*

C. H. Beck, München 2011, 205 S., ISBN 978 - 3 - 406 - 61406 - 4.

In den erinnerungskulturellen Debatten über die Zwangsmigration der Deutschen, die innerhalb der Bundesrepublik und mit den östlichen Nachbarstaaten im letzten Jahrzehnt geführt wurden, offenbarte sich regelmäßig ein recht freizügiger Umgang mit der Ereignisgeschichte von „Flucht und Vertreibung“, wie die im deutschen Sprachraum gebräuchliche Chiffre lautet. Teils standen dahinter Wissenslücken, teils war dies auf politische Instrumentalisierungen zurückzuführen.

Als Antwort darauf sind die jüngst entstandenen Überblicksdarstellungen zu klassifizieren: Detlef Brandes, Holm Sundhaussen und Stefan Troebst legten 2010 ein umfangreiches Lexikon vor, in dem Flucht und Vertreibung der Deutschen als ein Aspekt einer europäischen Zwangsmigrationsgeschichte figuriert. Ebenfalls 2010 publizierten Eva Hahn und Hans Henning Hahn eine mit 800 Seiten stattliche Monografie, die sich mit dem Wechselspiel zwischen Erinnerungsgeschichte und (erinnerter) Ereignisgeschichte der Zwangsmigration der Deutschen auseinandersetzte. Sie zeigen darin, dass das Reden über die Ereignisgeschichte der Vertreibung schwerlich vom Reden über die Erinnerungsgeschichte getrennt werden kann, da geschichtspolitische Narrative den Blick auf das, was als historisches Ereignis begrif-

fen wird, bestimmen. Auch wenn einzelne Interpretationen nicht geteilt werden mögen und zu apodiktisch erscheinen, haben die Autoren die Perspektive auf die geschichtswissenschaftliche Debatte über „Flucht und Vertreibung“ erweitert.

Mathias Beer präsentierte nun 2011 eine Überblicksdarstellung, die, in der beck'schen Reihe platziert, als breitenwirksames Nachschlagewerk gedacht ist. Vor der Lektüre stellt sich angesichts des geringen Umfangs des Bandes die Frage, ob nicht hinter die Horizonterweiterung von Hahn und Hahn zurückgegangen und (wieder) ein kompaktes Narrativ der Zwangsmigration erzählt wird. Diese Gefahr besteht insbesondere aus dem Grund, da die komplexe Ereignisgeschichte von Flucht, wilder Vertreibung und geordneter Umsiedlung, die zwölf Millionen Deutsche aus den unterschiedlichsten Gebieten betraf, in eine nicht minder komplexe Integrationsgeschichte mündete. Aber Beers Überblicksdarstellung überzeugt in ihrer Kompaktheit.

Mathias Beer, Leiter des Forschungsbereichs Zeitgeschichte am Institut für donau-schwäbische Geschichte und Landeskunde in Tübingen, ist ein fundierter Kenner der Materie, der seit Jahren zur Geschichte und Nachgeschichte der Zwangsmigration publiziert. Ihm gelingt es, seine Forschungsergebnisse mit jüngeren Forschungsdebatten, etwa zur oft unpräzisen Verwendung von Termini im Deutschen oder den Opferzahlen, zusammenzuführen und die geschichtspolitischen Zugriffe auf das Thema sowie die Vereinnahmungen herauszustellen. Neue Ergebnisse präsentiert der Autor nicht (weshalb die Rezension auch keine Wiedergabe des Inhaltes leisten will), er legt aber den schon lange benötigten Überblick vor, der auch Nicht-Spezialisten in diesem Feld die unterschiedlichen Deutungen und Ambivalenzen des wissenschaftlichen Vertreibungsdiskurses vor Augen führt.

Eine gewisse Spannung lässt sich zwischen der kompakten nüchternen Vermittlung und den eingeflochtenen Erinnerungen Betroffener, vor allem aus der Ost-Dokumentation, beobachten. Dass es Beer an deren Aufwertung gelegen ist, wie Susanne Greiter in den „sehpunkten“ bemerkte, ist sicherlich richtig. Zudem dürfte diese Darstellungsweise am Zielpublikum der Reihe liegen, die sich explizit auch an Laien wendet, die beim Thema Flucht und Vertreibung oftmals mit persönlichen Geschichten aufwarten. Diese Darstellungsform wird nicht jeden überzeugen. Positiv hervorzuheben ist dennoch (wenngleich diese kontextualisierende Erzählweise im deutschen Vertreibungsdiskurs eigentlich selbstverständlich sein sollte), dass Beer in die einleitende „Fuga furiosa“ persönliche Geschichten der Opfer deutscher Rassenpolitik, Zwangsarbeiter und Holocaustopfer ebenso aufnimmt.

Mit dem schmalen Band steht endlich eine kompakte und empfehlenswerte Überblicksdarstellung zur Verfügung, die die breite Leserschaft verdient, die sie aufgrund der prominenten Reihe wohl bekommen wird.

*Friedl, Jiří (Hg.): Státní politika vůči polské menšině na Těšínsku v letech 1945-1949. Výběrová edice dokumentů [Die staatliche Politik gegenüber der polnischen Minderheit in der Region Teschen 1945-1949. Auswahledition von Dokumenten].*

Historický ústav AV ČR/Kongres Poláků v České republice, Praha, Český Těšín 2011, 624 S., ISBN 978 - 80 - 7286 - 194 - 1.

Die Geschichte Těšína (Teschen, Czeski Cieszyn) gehört zu den Themen der tschechoslowakischen Geschichte, die sich eines nicht versiegenden Interesses der Forschung erfreuen. Das ist auf die konfliktreiche Geschichte der multinationalen Region zurückzuführen: In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatte der Streit über die einstige schlesische Grafschaft den neuralgischen Punkt der tschechisch-polnischen Beziehungen gebildet. Nach den Prozessen der ethnischen Homogenisierung, die ab den vierziger Jahren folgten, stellte das Gebiet die einzige Region der böhmischen Länder dar, in der eine Form von Minderheitenpolitik stattfand.

Nun liegt eine neue Dokumentenedition zur staatlichen Nationalitätenpolitik in der Region Těšín vor, die Jiří Friedl, Mitarbeiter des Historischen Instituts der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik und einer der besten Kenner der Materie, erstellt hat.<sup>1</sup> Dabei handelt es sich um ein für die Forschung überaus nützliches Werk. Das Thema ist einerseits gerade aufgrund seiner zeitlichen und regionalen Begrenzung kompakt, die Dokumentenauswahl durchaus zu bewältigen. Andererseits weist es viele Bezüge zur allgemeinen Nachkriegsentwicklung der Tschechoslowakei auf und ist damit nicht nur für Spezialisten von Interesse. So haben neben Problemen, die für Těšín spezifisch sind, auch generelle Aspekte der tschechoslowakischen Nationalitätenpolitik und allgemeine Fragen der Siedlungspolitik Eingang in die Dokumentation gefunden.

Das Problem der Polen bzw. Schlesier in der Nachkriegstschechoslowakei bildet selbstverständlich einen integralen Bestandteil der „nationalen Säuberungen“ nach dem Zweiten Weltkrieg. Es gehört in den Kontext von Zwangsmigration und Neuansiedlung und spielte sich unter den gleichen gesellschaftlichen Bedingungen ab wie die Aussiedlung der deutschen Bevölkerung oder die Verhandlungen über die slowakischen Ungarn. Allerdings spielten hier die außenpolitischen Umstände und innenpolitische Kämpfe zwischen den politischen Parteien und Interessengruppen eine besonders wichtige Rolle. Diese spezifischen Faktoren lassen sich dank der Quellen in Friedls Edition nun rekonstruieren – der ersten übrigens, die sich nicht primär dem Problem der deutschen Bevölkerung während der Aussiedlung widmet.

In den zeitgenössischen Quellen ist die Region Těšín gut dokumentiert. Das wird jeder bestätigen, der die Archivbestände aus der Nachkriegszeit kennt, doch sind die Dokumente in verschiedenen Fonds verstreut, manche schwer zu finden, andere mehrfach vorhanden. Daher ist die Inventur, die Friedl vorgenommen hat und die konzentrierte Herausgabe – auch wenn es sich um eine Auswahl handelt – sehr verdienstvoll.

Thematisch hat sich der Herausgeber auf Dokumente beschränkt, die die Politik gegenüber den Menschen betreffen, die eben von dieser Politik als „polnische Min-

<sup>1</sup> Zuletzt: *Friedl, Jiří: Češi a Poláci na Těšínsku 1945-1949 [Tschechen und Polen in der Region Teschen].* Praha, Brno 2013.

derheit“ identifiziert wurden. Dass dieser ethnisch bestimmte Begriff auch im Titel der Edition verwendet wird, ist insofern nicht ganz glücklich, als er weder das breite Spektrum der zeitgenössischen Bewohnerschaft und deren tatsächliche und deklarierten Identitäten abdeckt, noch wirklich mit der Kategorisierung durch die staatlichen Organe korrespondiert.

Mit dem Akzent auf der staatlichen Politik unterscheidet sich die Edition von traditionellen Werken, in denen es zumeist um die polnisch-tschechische Beziehungsgeschichte geht, für deren Rekonstruktion auf diplomatische Akten zurückgegriffen wird. In der Edition geht es nun nicht nur um Phänomene wie das Minderheitenschulwesen und Vereinsaktivitäten, obgleich diese vor allem nach 1947 zentral für Těšín waren, sondern es werden Dokumente zu den Modalitäten der Aussiedlung der lokalen Bevölkerung, zur Applikation der Restitutionsdekrete und zur Lösung von Konflikten vor Ort präsentiert, bei denen es sich in den meisten Fällen um Auseinandersetzungen zwischen Kommunisten und Nationalen Sozialisten handelte.

Anstelle einer Studie, die sich um eine möglichst ausgewogene Berücksichtigung „tschechischer“ und „polnischer“ Positionen bemüht, wird einleitend ein Überblick über die Streitigkeiten über die Region Těšín und ihre Entwicklung bis zum Jahr 1945 geboten. Der zeitliche Schwerpunkt der Edition liegt auf den Jahren zwischen 1945, d.h. der erneuten Eingliederung des Gebiets von Těšín in die Tschechoslowakei, und dem März 1947, in dem die zweijährige Besetzungsfrist durch die Zusatzprotokolle des tschechoslowakisch-polnischen Bündnisvertrages beendet wurde. Friedl zufolge stellte dieser Vertrag insofern eine Zäsur dar, als beide Seiten fortan darauf verzichteten, die Beziehungen über die Minderheitenproblematik zu verkomplizieren. Die Frage ist natürlich, ob es nicht sinnvoller gewesen wäre, bis ins Jahr 1950 zu gehen oder auch die so genannte Ciešlar-Plattform noch zu dokumentieren – eine Initiative für die Besserstellung der Minderheiten in Těšín –, deren rasche Liquidierung die engen Grenzen der kommunistischen Nationalitätenpolitik deutlich machte.

Den Kern der Edition bilden Abschriften und Protokolle von Sitzungen der Regierung und anderer Organe, in denen die Probleme der Region Těšín diskutiert wurden, sowie Memoranden und Vorschläge von staatlichen und Parteiorganen, einschließlich der Stellungnahmen verschiedener Ressorts. Zudem wurden Anfragen an die Regierung und die Ministerien und die entsprechenden Antworten aufgenommen. Diese sind war auf der Internetseite der Tschechischen Parlaments zugänglich, aber nicht leicht zu recherchieren. Für das Dokumentenkorpus wurden die Fonds aller wichtigen staatlichen Organe durchgesehen, zudem der Fonds der KSČ und der Staatssicherheit. Dazu kamen Quellen, die die Tätigkeit der Landes- und Bezirksregierungen und -verwaltungen dokumentieren. Presseberichte über die Einstellungen und Haltungen der Bewohner fanden indessen keinen Eingang in die Edition.

Die Dokumente werden in chronologischer Reihenfolge wiedergegeben, was vor allem bei zusammenhängenden Korrespondenzen zu Problemen bei der Einordnung geführt hat. Auch funktionieren die Verweise zwischen den Dokumenten leider nicht in beide Richtungen, eine Orientierung ist aber über das Register möglich. Die Edition ist mit einem Personen- und einem Ortsnamenverzeichnis ausgestattet,

wobei die verschiedenen Schreibweisen und Varianten von Ortsbezeichnungen berücksichtigt wurden. Bei der Fülle der Informationen hätte man allerdings auch an ein Sachregister denken sollen. In den Anmerkungen finden sich zudem kurze Biogramme entscheidender Akteure, hier fehlen aber einige wichtige Namen wie z.B. die der Vertreter des sogenannten Schlesischen Büros beim Amt des Regierungsvorsitzenden (Slezský kancelář Úřadu předsednictva vlády), die Autoren bedeutender programmatischer Schriften waren. Die sachlichen Ergänzungen sind knapp gehalten und versuchen nicht, die Dokumente zu deuten. Die Edition kann und will die Interpretation der Geschichte nicht ersetzen. Um auf der Grundlage möglichst umfassenden Wissens urteilen zu können, ist es aber unabdingbar, die verwirklichten Maßnahmen wie auch die umgesetzten Plänen staatlicher Politik zu kennen. Dazu leistet die von Friedl vorgelegte Dokumentenedition eine hervorragende Grundlage.

Brünn

Tomáš Dvořák

*Lukes, Igor: On the Edge of the Cold War. American Diplomats and Spies in Postwar Prague.*

Oxford University Press, Oxford 2012, 279 S., ISBN 978-0-19-516679-8.

Die Tschechoslowakei ist für die Untersuchung der Entstehungszeit des Kalten Krieges aus mehreren Gründen ein besonders dankbares Beispiel. Zum einen war sie neben der DDR einer der beiden Staaten im späteren sowjetischen Machtbereich, die am Ende des Zweiten Weltkriegs von US-Truppen erreicht und in Teilen befreit worden waren. Während die Amerikaner in der späteren DDR bis nach Thüringen und Sachsen vorstießen, hatten sie in auf dem Gebiet der Tschechoslowakei unter anderem am 6. Mai 1945 Pilsen erreicht. Die Amerikaner befreiten mit George Pattons 3. US-Armee den gesamten südwestlichen Teil Böhmens und trafen auch hier wie in Deutschland auf die von Osten heranrückende Rote Armee. Die Spitzen der amerikanischen Armee standen zum Zeitpunkt der deutschen Kapitulation nur wenige Kilometer vor der Hauptstadt Prag und waren unter anderem noch auf heftigen deutschen Widerstand gestoßen. Erst danach kehrten sie wieder auf die abgesprochene Demarkationslinie zurück; die sowjetischen Truppen trafen in diesem Bereich erst am 12. Mai ein.

Welche langfristigen Wirkungen dies auf die Beziehungen der beiden Staaten in Richtung Westen hatte, ist ebenfalls seit vielen Jahren eine vielbeachtete Forschungsfrage, war doch die Bindung nur durch den Kalten Krieg und den Eisernen Vorhang abgeschnitten. Bis zur kommunistischen Machtübernahme im Februar 1948 jedenfalls, der jede weitere Entwicklung gen Westen unterband, so weiß man, waren sogar Gedenkorte für die Befreiung durch die Amerikaner in Planung. Auch danach fanden noch Feierlichkeiten statt, die allerdings von der Regierung nun massiv unterdrückt wurden. So war es dann auch kein Zufall, dass die tschechoslowakische Regierung vor 1948 noch geradezu verzweifelt versuchte, in den Genuss von Hilfen des Marshall-Plans zu kommen. Auch danach waren die Westbindungen nicht zu übersehen. Als im Juni 1953 in der Tschechoslowakei und der DDR Aufstände gegen die

Sowjets und ihre kontrollierten Regierungen stattfanden, zeigten sich erhebliche Hoffnungen auf ein Eingreifen der USA.

Igor Lukes, geboren 1950 in Prag, ist Professor an der Boston University in Massachusetts für Geschichte und Internationale Beziehungen. Sein Spezialgebiet ist aber vor allem die Tschechoslowakei, zu der er 1996 unter anderem bereits ein Buch über die Zeit vor dem Krieg („Czechoslovakia between Hitler and Stalin. The Diplomacy of Edvard Beneš in the Thirties“) veröffentlicht hat. Seine nun 2012 vorgelegte neue Arbeit, geschrieben auf der Basis einer Fülle amerikanischer und tschechoslowakischer Akten, Quellenfunden aus der Schweiz sowie über zwei Dutzend Interviews, setzt natürlich bei der Frage an, warum die Amerikaner nicht weiter vorrückten, um Prag zu befreien. Aber Eisenhowers Position, so Lukes, orientierte sich völlig an den vorherigen Absprachen mit den Sowjets, wenngleich sie bei den Antikommunisten auch in der Tschechoslowakei den Eindruck hinterließ, die USA seien im Gegensatz zu ihrer Rhetorik nicht weiter an ihnen interessiert. Dies war unter anderem auch die These von Geir Lundestad in „The American Non-Policy Towards Eastern Europe 1943-1947“ (1978) gewesen.

Die USA blieben vor allem über den sowjetischen Bruch der sogenannten Jalta-Deklaration vom Februar 1945, nach der jedes der vom Nationalsozialismus in Europa befreiten Länder sich seine Regierungsform frei wählen durfte, empört. Aber dies war immer nur eine Perspektive im Rückblick gewesen. In Jalta war noch – wie bei allen vorangegangenen alliierten Kriegskonferenzen – ganz bewusst die größtmögliche Übereinstimmung gesucht worden. Die Angloamerikaner akzeptierten schon Ende 1943 während der Konferenz von Teheran die sowjetischen Annexionen in Osteuropa, die Stalin 1939 mit Hitler ausgehandelt hatte: Der sowjetische Diktator durfte die baltischen Staaten und das damals besetzte Ostpolen behalten. Polen sollte dafür mit den deutschen Ostgebieten entschädigt werden. Auf einer späteren Besprechung in Moskau – diesmal ohne Roosevelt – konnte man sich im Oktober 1944 sogar auf genauere Einflussphären in Ost- und Südosteuropa einigen.

Auch Lukes' Untersuchung zeigt, dass sich zwar die amerikanische Empörung steigerte, nicht aber die Gegenmaßnahmen. Auf die US-Politik gegenüber Ost- und Ostmitteleuropa, so auch der Tschechoslowakei, hatte das, was die 1947 gegründete CIA berichtete, zunächst nur wenig Einfluss. Ausführlich beschreibt Lukes die Einsetzung von Charles „Charlie“ Katek als Chef des amerikanischen Geheimdiensts in Prag und die seines Assistenten Kurt Taub. „Große Erwartungen und verlorene Illusionen“ heißt dann auch das Kapitel, das sich mit der CIA in Prag und Kateks Bemühungen um den Aufbau der geheimdienstlichen Verbindungen in der Tschechoslowakei beschäftigt.

Als Situation, die keine Möglichkeit mehr ließ, die Probleme zwischen den beiden großen Siegern des Zweiten Weltkriegs in der Tschechoslowakei zu lösen („Passing the Point of No Return“), sieht Lukes zu Recht das von Prag ausgesprochene Interesse und die durch die Sowjets erzwungene Ablehnung des Marshall-Plans. Seitdem galten die Amerikaner nun vollends als „Spione und Saboteure“, die man direkt hinter dem Eisernen Vorhang noch massiver bekämpfte als im Rest der Welt. Lukes' Arbeit bietet auch in diesem Fall eine Miniatur der verfahrenen Situation, wenn er davon spricht, dass die amerikanische Botschaft, der Schönborn-Palast, sich



seitdem „im Belagerungszustand“ befand, wie auch US-Botschafter Steinhardt nach Washington kablete (S. 205).

Wie schon Lundestad in seinem Band von 1978 lässt auch Lukes an seiner harschen Kritik an der amerikanischen wie allgemein der westlichen Position in dieser frühen Phase des Kalten Krieges keinen Zweifel, wobei sich seine Wortwahl sogar häufig nahe der Rhetorik der innenpolitischen Debatte der späten vierziger und fünfziger Jahre bewegt, als insbesondere in den amerikanischen Wahlkämpfen über die Schuldigen am „Verlust“ von Gebieten an „den Kommunismus“ gestritten wurde. China war nach Meinung der Republikaner von den Demokraten „verloren“ worden, Ostmitteleuropa war ebenso „verloren“ gegangen. „Der Westen akzeptierte in Ruhe“, schreibt Lukes, „den Verlust der Tschechoslowakei an den totalitären Beheemoth“ (S. 203). In diesem Zusammenhang zeichnet er dann auch ausführlich nach, auf welchen Gebieten die USA seiner Meinung nach „Rückzugsbewegungen“ in Ostmitteleuropa vollzogen, wo eigentlich eine Offensive nötig gewesen wäre. Dies war prinzipiell auch die Meinung von Botschafter Steinhardt und nicht zuletzt von CIA-Chef Allen Dulles, die Lukes zitiert (S. 229). Die Antwort auf die Frage allerdings, was die Sowjetisierung Ostmitteleuropas hätte aufhalten können, mussten auch diese schuldig bleiben, wohl wissend, dass eine offensive Befreiung von kommunistischer Herrschaft nach 1945 immer mit einem Krieg mit ungewissem Ausgang verbunden gewesen wäre.

Zusammenfassend ist Lukes' Arbeit über die US-Politik in der Tschechoslowakei in der unmittelbaren Nachkriegszeit eine meinungsstarke, aber auch detaillierte und quellengesättigte Untersuchung zur zurückhaltenden Position Washingtons, die erst nach langem Suchen zu einer kohärenten Linie in Ostmitteleuropa fand. Dies war allerdings auch in anderen Teilen der Welt, so in Ostasien, nicht anders.

Potsdam

Bernd Stöver

*Zahra, Tara: The Lost Children: Reconstructing Europe's Families After World War II.*

Harvard University Press, Cambridge 2011, 308 S., ISBN 978-0-674-04824-9.

“Whereas interwar humanitarian efforts had focused primarily on meeting children’s material needs, Europeans were particularly obsessed with restoring the psychological stability of youth after World War II.” The above quotation from the introduction of Tara Zahra’s book “The Lost Children” adequately presents the main message of the monograph. This sharp-eyed observation of the author is a recurrent scheme of the book. While after World War I national and international social workers, politicians, diplomats and other agents involved in child welfare were mainly concerned with the physical and moral well-being of children in crises situations, they have added an extra-angle to their work after World War II. The new paradigm of relief became the focus on the psyche.

Based on the intensive use of archives in several countries, such as Germany, the Czech Republic, France, Poland or the United States, of postwar displaced persons and relief organizations, Zahra presents an impressive study on the entanglement of

the concept of childhood with ideas about nation and national interests as well as on the development of national and international institutions and policies of child well-fare during wartime and the post-war era of the 1940s and 1950s. Millions of children were left homeless and abandoned by the Second World War. Their precarious situation needed urgent attention. Zahra demonstrates how the different agents envisaged diversely the rehabilitation and future of Europe's youth together with Europe's political and social rehabilitation and future development. Children became symbols of the reconstruction of new European democracies and the creation of sovereign nation states. They became national property.

The book more or less follows a chronological order, starting with child well-fare and humanitarian relief for children during the interwar era. It continues through the wartime period up until the Cold War era of the 1950s. It closely focuses on the development of the varying views of agents and their policies on the "best interest" of children. As Zahra clearly illustrates throughout the book, defining the "best interest" of the child was a changing variable in time and in the work of agents.

The first four chapters of "The Lost Children" present the evolution of the professionalization and institutionalization of social work with children. International organizations were set up and their co-operation with each other as well as with national agents became more and more harmonized by the middle of the 20<sup>th</sup> century. In these chapters, Zahra introduces the reader to the gradual shift of focus of the social agents from the material needs of children to the importance of their psychological development. While during the interwar period social workers, politicians or government officials paid little attention to the importance of family unity in children's healthy development, after World War II the role of the family environment (especially the mother-child relationship) became primordial. Children and childhood together with the family were more and more politicized in national and international discourses. The recovery of the psychological well-being of children was envisaged via unambiguous, stabile family and national identities. However, in reality individual cases confronted the social workers with the fact that neither family unity nor national identity can be taken for granted. Consequently, there were contesting views on whether familial or collective care would suit better the rehabilitation of Europe's "lost children".

In chapter five and six, Zahra calls the attention to two case studies on France and Czechoslovakia during the second half of the 1940s. She describes the obsession of these two countries with their demography and population planning. And although France and Czechoslovakia had different approaches in achieving population growth, unity and stability, their main objectives were both heavily nationalistic and involved the politicizing of children and their families.

At the end of the monograph the author arrives to the Cold War conflict. The emerging contest and conflict between East and West Europe had a crucial impact on the future social work with displaced children. Zahra argues that another shift had taken place in the conceptualization of children and their relationship to the nation state. While before the intensification of the conflict children were objects of nationalist projects for achieving population growth and national sovereignty, in a couple of years, children simply became "pawns" in the escalating Cold War. The so high-

ly praised importance of reuniting families, restoring national identities and psychological well-being suddenly, under the aegis of the “best interest” of children, were reformulated. The idea of what constitutes democracy and family life had once more been changed.

In retrospect, Zahra concludes that “the family was more politicized than ever in 1945, as it seemed to hold the key to European peace and to the future of democracy.” She suggests that the Second World War and its consequent massive displacement of people transformed both children and childhood and remade home and homeland as we now know it.

With the aid of an incredibly rich material, the monograph paints a very vivid picture of destructed Europe and its “lost children”. However, this richness of information often becomes overwhelming. This makes this intriguing book a very difficult read. In the small and countless details the main message is sometimes lost and disintegrated. Certain organizational problem of the material adds to this impression. For instance, the introduction does not clarify enough the intentions of the author concerning the organization of the next eight chapters. Therefore, the arrangement and the connections between the individual chapters are also not entirely clear.

There are complex issues discussed in each chapter. They are approached from many different and thought-provoking angles. The chapters discuss gender, refugee and human rights questions, institutionalization of the emerging profession of social work, bi-racial and transnational family relations as well as international adoption. The detailed and numerous case-studies used as illustrations enhance the complexity of the story and sometimes hinder the author to go deeper in the theory. The question of gender, for example, is one of the major issues in discussing family and nation state in the history of the 20<sup>th</sup> century. Nira Yuval-Davis argues in her seminal book, “Gender and Nation”, that the construction of nationhood involves specific notions of both ‘manhood’ and ‘womanhood’. She suggests that in nationalist projects women often become national properties and acquire symbolic positions as cultural and biological reproducers of the nation.<sup>1</sup> Zahra’s arguments would nicely fit into this line of inquiry, however, the lack of elaboration or the better situating of the issue in the structure of the book often prevents the reader to see the link and similarity between the concepts of motherhood and childhood in the context of national discourses. The connection between pre-World War II maternalist and familialist policies and the after war developments is also missing. Women’s symbolic position in the future of the family and the nation was also central after World War I. After all, the expression, “Back to home and duty!” was born in the aftermath of the Great War. The lack of connection with interwar social tendencies and policies (relation to family, demography, etc.) gives the reader the impression that the phenomena that Zahra describes in the post-Second World War context are entirely new and were developed under the influence of social work with displaced children. However, these issues were already present in both Western and Central-Eastern

---

<sup>1</sup> *Yuval-Davis, Nira: Gender and Nation. London 1997.*

Europe. They were just reformulated and adapted to the new socio-political context as the consequence of the war.

Socio-geographic concepts such as “Eastern Europe”, “Central Europe” or “Central-Eastern Europe” are also not clarified, in spite of the intense interdisciplinary debate on their definition and position throughout history (especially the 20<sup>th</sup> century). Moreover, discussing issues of forced population movement, shifting national boundaries or national identities in the region in the first half of the 20<sup>th</sup> century would require the mentioning of the cases of Hungary and Romania.

In conclusion, Zahra’s book is a significant and valuable contribution to the history of childhood. She brilliantly places the history of children into the general political and social history of Europe during and after World War II. Her research demonstrates the new direction in historical writing, which emphasizes that the history of childhood “is the true missing link: connecting the personal and the public, the psychological and the sociological, the domestic and the state.”<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Mintz, Steven: Why the History of Childhood Matters. In: *The Journal of the History of Childhood and Youth* 5 (Winter 2012) No. 1, 15-28, here 17.

Leuven

Vera Hajt6

*Holý, Jiří / Málek, Petr / Špirit, Michael / Tomáš, Filip: Šoa v české literatuře a kulturní paměti [Die Shoah in der tschechischen Literatur und im kulturellen Gedächtnis].*

Akropolis, Praha 2011, 312 S., ISBN 978 - 80 - 87481 - 14 - 1.

Obwohl es mit Blick auf das große Interesse und im gewissen Sinne auch die Popularität der tschechoslowakischen literarischen und filmischen Produktion über die Shoah (Holocaust) erstaunlich erscheinen mag, fehlte bislang eine zusammenfassende Studie zu diesem Thema – insbesondere eine, welche die Kulturgeschichte im Kontext der Erinnerungskultur der Nachkriegszeit behandelt. Das Autorenkollektiv unter der Leitung von Jiří Holý vom Zentrum für das Studium des Holocaust und der jüdischen Literatur versucht nun, diese Lücke zu schließen. Die vorliegende Publikation knüpft an den von Holý herausgegebenen Sammelband „Holocaust – Šoa – Zagłada v české, slovenské a polské literatuře“ (Holocaust – Shoah – Vernichtung in der tschechischen, slowakischen und polnischen Literatur) von 2007 an. Während der vorangegangene Band jedoch eine Sammlung von Tagungsbeiträgen war, bemühen sich die Autoren des hier rezensierten Werkes um eine stärkere Verknüpfung und Synthese der Texte. Allerdings schlagen die einzelnen Beiträge thematisch und vor allem methodisch dann dennoch recht unterschiedliche Richtungen ein.

Etwa die Hälfte des Buches machen drei Texte von Jiří Holý aus, die zusammen das Faktengerüst liefern. Bei seinem Überblick über die Bearbeitung jüdischer Themen und der Shoah in der tschechischen und der slowakischen Literatur der Nachkriegszeit, bei der Analyse der literarischen Sichtweisen auf die Täter sowie der Texte der zweiten Generation stützt sich Holý auf seine nachgerade enzyklopädischen Kenntnisse und führt Beispiele aus einer Vielzahl von Werken an. Die literari-

sche Analyse findet hier ihren Platz insbesondere innerhalb der Beschreibungen der einzelnen Werke, weniger jedoch auf der vergleichenden Ebene und in der Zusammenschau. Dennoch steht der Wert der Kapitel Holýs außer Zweifel – nicht zuletzt auch wegen ihrer Einbettung in den internationalen Kontext, insbesondere der Vertrautheit mit der polnischen und der deutschen Literatur.

Der Kontrast zu Stil und Methodik von Petr Málek könnte kaum größer sein. Málek begibt sich nicht auf eine biografisch-bibliografische Reise, sondern führt den Leser in die Welt der Bilder, Motive und Analogien in ausgewählten literarischen Werken ein, vor allem von Jiří Weil (dem zu Recht auch Jiří Holý große Aufmerksamkeit widmet) sowie von Jáchym Topol. Auch einige Filme zieht er heran. In seinem philosophisch fundierten Beitrag findet Málek unter anderem Parallelen in den Motiven der Reise und der Musik und geht auf die Rolle des Gedächtnisses in der jüdischen Tradition und die Funktion der Erinnerung an die Namen der Opfer ein. Der Beitrag ist überaus anregend, auch wenn nicht sicher ist, inwieweit diese Zusammenhänge auf der Ebene der Intention des jeweiligen Autors tatsächlich belegbar sind. Viele der Interpretationen Máleks erscheinen doch recht subjektiv. So taucht in Zbyněk Brynychs Film „... a pátý jezdec je Strach“ (... und der fünfte Reiter heißt Furcht) von 1964 das Motiv spielender Kinder auf einem jüdischen Friedhof auf. Liegt das nun daran, dass den Kindern im Protektorat kein anderer Ort mehr zugänglich war oder geht es hier um die Renaissance-Allegorie der Melancholie, die „den thematischen Komplex der Zeitlichkeit aus der Perspektive seiner Vergänglichkeit materialisiert“, und um einen „anderen Raum“ im Sinne Foucaults, entstanden „aus dem absoluten Bruch mit einer anderen Zeit“ (S. 85)?

Drei Beiträge widmen sich einzelnen Autoren: Vorgestellt werden Arnošt Lustig, Josef Škvorecký und Jiří Robert Pick. Alle haben den Zweiten Weltkrieg miterlebt. Lustig und Pick waren sogar Überlebende der Shoah und im Ghetto Theresienstadt inhaftiert gewesen. In seinem Beitrag über Arnošt Lustig, einen der beliebtesten tschechischen Schriftsteller der Shoah, identifiziert sich Filip Tomáš weder mit dessen eindeutigen Bewunderern, für die die Authentizität und Kraft von Lustigs Werken bereits aus der Lebensgeschichte des Autors herrührt, noch mit dessen Kritikern, die seinen literarischen Stil als vordergründig und klischeehaft ablehnen. Wenn auch Lustigs Werk oft an seinem Verhältnis zur historischen Wirklichkeit gemessen wird, so hält Tomáš Lustig doch für einen der ersten Autoren, die „ohne Rücksicht auf die persönlichen Erfahrungen“ (S. 206) auf die Kraft der literarischen Fiktion setzten. Michael Špirit zeigt dann die Allgegenwart des Themas der Shoah in den Texten von Josef Škvorecký, besonders in dem Roman „Zbabělci“ (Feiglinge, geschrieben 1948/49, erstmals veröffentlicht 1958) und dem Erzählungsband „Sedmiramenný svícen“ (Der siebenarmige Leuchter, 1964). Zwar ist die Shoah in keinem dieser Werke das zentrale Thema, doch immer ein integraler und für Škvorecký notwendiger Aspekt, wenn er auch bisweilen „nur in seiner Abwesenheit, im fehlenden Schluss eines Satzes, im Verschweigen eines Ereignisses“ (S. 249) präsent ist. Jüdische Figuren, Hinweise auf die Deportationen, die Konzentrationslager und die Folgen der Haft für die Überlebenden tauchen an vielen Stellen auf.

Filip Tomáš thematisiert in seinem zweiten Beitrag das Lachen und die humoristische Reflexion über die Shoah. Er stellt den zu Unrecht vergessenen Satiriker und

Autor von Theaterstücken Jiří Robert Pick vor, der in seinem wohl besten Werk, der Novelle „Spolek na ochranu zvířat“ (Der Tierschutzverein), die Realität im Ghetto Theresienstadt humoristisch und mit Hilfe der Erfahrungen eines kleinen Jungen darstellt. Mit dessen Augen, die noch nichts begreifen, kann Pick das harte Leben oder die ungebundenen sexuellen Beziehungen im Ghetto schildern. Tomáš sieht Pick in Opposition zur gängigen, kanonisierten Literatur über den Holocaust, gegen die der Autor mit seinem humoristischen Blick eine Alternative anbietet, und zieht einen Vergleich zu den Äußerungen Ernst Noltes, die 1986 in der Bundesrepublik den Historikerstreit auslösten. Dieser Vergleich hinkt allerdings beträchtlich: Denn während Nolte die angeblich übertriebene Konzentration auf die nationalsozialistische Vergangenheit in Deutschland kritisierte, und diese über die Interpretation der nationalsozialistischen Massenvernichtung als Reaktion auf die sowjetische Vernichtungspolitik zu relativieren suchte und einen Schlussstrich forderte, steht für Pick die Notwendigkeit, an die Shoah zu erinnern völlig außer Zweifel. Es geht ihm nur darum, dafür ungewöhnliche, provozierende Wege zu finden.

Was die Mehrzahl der Beiträge in dem Band verbindet, ist die Frage nach der Autonomie des literarischen Textes und der durch ihn erschaffenen fiktionalen Welt gegenüber der wirklichen Welt und den historischen Ereignissen. Zugespitzt lässt sich fragen, ob ein Schriftsteller das Recht hat, die tragischen Ereignisse der Shoah humoristisch abzubilden und hier das Lachen als narratives Mittel einzusetzen. Während in den Beiträgen von Tomáš und Špirit das Bedürfnis durchscheint, die Autonomie des literarischen Textes und der durch ihn geschaffenen fiktionalen Welt zu verteidigen, sieht Holý in der Literatur über den Holocaust eine gewisse Ausnahme, an die, in gewissen Grenzen, die Forderung nach Wahrhaftigkeit gestellt werden könne. Er weist darauf hin, dass die Kritiker einiger allzu fiktionaler literarischer Werke zum Teil von einem „über eine Welt ohne Moral empörten ethischen Gewissen“ (S. 164) geleitet werden. Holý sieht hier folglich eine mögliche Spannung zwischen zwei Funktionen des Textes, nämlich zwischen der literarischen Fiktion und der erwarteten Wiederherstellung der sittlichen Ordnung. Sein Anspruch zeigt sich auch darin, dass er im Unterschied zu den übrigen Autoren oft fließende Übergänge zwischen literarischen fiktiven Texten, Erinnerungen von Häftlingen oder Tätern und Arbeiten von Historikern schafft.

In diesem Zusammenhang drängt sich die Frage nach dem Einsatz der schönen Literatur über die Shoah im Kontext der Erinnerungskultur der Nachkriegszeit auf, den die Autoren hier implizit zwar voraussetzen, aber nicht im Detail untersuchen. Doch würde gerade dieser Aspekt eine genauere Analyse lohnen, und zwar nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Reflexion historischer Ereignisse in literarischen Texten, sondern auch umgekehrt. In welcher Weise beeinflusste die literarische Bearbeitung des Genozids die öffentlichen Diskurse über die Vergangenheit und wieweit fügte sie sich in die Erinnerungskultur und die offiziellen Narrative ein? Wie wurden diese Werke rezipiert und wie beeinflusste die Rezeption die weitere literarische Produktion? Hatte die schöne Literatur über die Shoah im Kontext der sozialistischen Diktatur eine besondere Funktion? Konnte sie das offizielle Narrativ der tschechoslowakischen Geschichte, in dem dieses Thema so gut wie keinen Raum hatte, ergänzen oder beeinflussen? So stellt sich letztlich die Frage, ob – vor allem

seit den sechziger Jahren – nicht die schöne Literatur als Ersatz oder Alternative zum weit weniger elastischen offiziellen Sprachgebrauch und der von oben abgesegneten Interpretation der Geschichte diene.

Prag

Michal Frankl

*Nečasová, Denisa: Buduj vlast – posilíš mír! Ženské hnutí v českých zemích 1945-1955 [Build the Homeland – You Will Strengthen Peace! The Women’s Movement in the Czech Lands, 1945-1955].*

Matice moravská, Brno 2011, 411 pp, Notes, Bibliography, English-language summary, ISBN 978-80-86488-82-0.

During the first half of the twentieth century, there was a vibrant and active Czech women’s movement. By 1955, it had largely disappeared. In her new book, Czech historian Denisa Nečasová traces the history of this process. She begins with the most prominent postwar Czech women’s organization, the “Rada československých žen” (the Council of Czechoslovak Women) and shows how it was repeatedly transformed in the seven years following the Communist takeover in 1948. Nečasová compares each of these successive institutions by considering a number of factors, including their mission and goals, their organizational structure, their actual activity (and how these compared to their official goals), their relationship to the Czechoslovak Communist Party (KSČ) and their work with international women’s organizations. Several themes emerge out of this comparison. The book shows how what was a “women’s movement” gradually changed into “work among women.” (p. 380) The goal of women’s emancipation was shunted aside in favor of an instrumental approach that mobilized women to serve the state. However, Nečasová also emphasizes continuities between the prewar women’s movement and its postwar manifestations, even after the beginning of the Communist regime. Although the KSČ considered feminism to be “bourgeois,” it was truly invested in women’s equality, at least in theory. Outside of KSČ leadership circles, KSČ women activists did hope to better women’s lives and opportunities. But a third theme is the persistence of gender stereotypes and prejudices, especially within KSČ cadres. Despite the ideological commitment to equality, many men and even some women simply did not believe that women belonged in positions of authority.

After an introduction that sets out her methodology and some key concepts, Nečasová begins her book with a thoughtful and critical overview of the history of the Czech women’s movement before 1945. While this overview (which takes fifty pages) might be a bit longer than necessary, it is admirable that Nečasová sets her own story into this larger framework of the history of women’s activism, both in the Czech lands and elsewhere.

The core of the work is a detailed examination of each of the four successive women’s organizations that developed after 1945 in the Czech lands, beginning with the “Rada československých žen” (RČŽ). This organization was the direct descendant of the prewar Czech feminist movement, led by prewar activist Milada Horáková. Yet, while the RČŽ inherited some of the prewar movement’s priorities

and personnel, it was also a product of its own historical moment. In addition to promoting and defending women's equality, the RČŽ urged women to participate in the building of the state, to resist fascism and work for world peace, goals that would continue to resonate during the communist era. The RČŽ concentrated its activities on realizing gender equality in the law and in assisting women in the working world, tasks that also did not clash with Communist priorities. But the organization's relationship with the KSČ was rocky. Communist women resisted Horáková's leadership and hoped to use the organization as a means of organizing politically unengaged women for their own purposes. After the Communist coup in February 1948, they forced Horáková and her supporters out. They purged and reorganized the RČŽ and renamed it the "Rada žen" (Council of Women).

After some hesitation, in January 1949 the KSČ Central Committee decided that the "Rada žen" would be transformed into a state-sponsored mass organization for women, absorbing all other women's associations. The "Rada žen" is an interesting example for thinking about continuity and change during the early years of the communist state. Its stated mission and bylaws changed very little from those of the RČŽ. But the organization's emphasis shifted markedly. Although women's equality was still one of the organization's formal goals, it became its lowest priority. Its real mission was to mobilize women to serve the socialist state. Where the RČŽ had pushed the state to change its laws or practices (including active negotiations over the writing of the new civil code and constitution), the "Rada žen" could only accept the dictates of the Central Committee. Its biggest task was to bring women into the workforce. Here, the "Rada žen" continued and even deepened RČŽ efforts to ease working women's domestic burden by establishing day care centers, preschools, laundries and cafeterias. But it also took on new tasks aimed at politically educating Czech women to be good socialist citizens, including taking part in the Communist-led peace movement and organizing celebrations of Stalin's birthday or International Women's Day.

In 1950, the Rada žen was united with its Slovak counterpart, "Živena," to form the "Československý svaz žen" (Czechoslovak Federation of Women, ČSŽ). The ČSŽ placed even less emphasis on equality than its predecessor. Its activities continued in the same vein as those of the "Rada žen," but the idea of helping women faded into mere plans to use women's labor to help the socialist state. The Communist party wanted the ČSŽ to be a mechanism for organizing "apolitical" women, particularly workers. But even though the ČSŽ technically had millions of members by 1952, it was not successful in this goal. Most of its members had been joined by fiat, by virtue of their existing membership in unions (ROH) or other groups; few even knew they were also members of the ČSŽ. The ČSŽ also suffered from a continuing Communist suspicion of women's organizations, which many still identified as bourgeois. It was perpetually starved of funds and then criticized for not being able to accomplish tasks that could only be achieved with a larger investment of resources.

As Nečasová shows, the KSČ was ambivalent about women's role in political life. Though the Party formally adhered to a socialist doctrine of gender equality, many male leaders believed that women were less capable than men and not suited to posi-



tions of power. Communist leaders were also ambivalent about the need for dedicated women's organizations, which had, after all, been abolished in the Soviet Union itself. In 1950, the KSČ disbanded the women's sections within the Party (*komise žen*). Shortly thereafter, they also decided to disband the ČSŽ. It would be replaced with an entirely different structure. Instead of a centralized mass organization, there would be only local "women's committees" (*výbory žen*) that would be attached to each local national committee (like a town council). At the national level, there would be a "Committee of Czechoslovak Women," (*Výbor československých žen*) formed of eighty members. But this national committee was mainly for symbolic purposes and to represent Czechoslovakia internationally. It had no formal relationship to the local women's committees.

While the goal of educating women to take part in local administration might have been a worthy one, the women's committees were poorly conceived and organized. Elections were badly attended; some participants were appointed without their knowledge. In many localities, women's committees existed in name only. Those that tried to create an active program often faced resistance from their local national committee, whose generally male members either tried to direct the proceedings or simply did not allow the women to conduct any significant activities. To the extent that these autonomous committees did have a suggested set of tasks, they were supposed to concern themselves with "women's" issues: the peace movement, moving women into paid employment or work brigades, or the distribution of food. They were not intended to promote equality, which the KSČ now considered achieved, to work for women's specific interests, or to challenge gender norms that disadvantaged women.

What we see from this history is that the KSČ, as Nečasová notes, never considered women to be autonomous subjects. Instead, it instrumentalized them as "workers, mothers, or political agitators." (p. 320) The last chapter of the book examines this issue in a different vein, by looking at how these categories created three faces of a "new socialist woman." Together, they form a new model of womanhood: based on paid labor, active participation in public life, a sympathy for the oppressed around the globe, and a new ideal of working motherhood where mothers accepted the state as the primary educator of their children. Nečasová's analysis of the categories of worker, mother, and citizen is analytically rich and compelling. But she considers them only as "lifeless constructs" and not as narratives that might also create meaning. Perhaps another Czech historian can take inspiration from the work of specialists on Soviet history like Jochen Hellbeck or Anna Krylova and consider how such models of the socialist person might help to shape subjectivities.

Based on extensive original research, this book brings forth a wealth of new detail on these four women's organizations. But at times this detail becomes overwhelming and repetitive, making the book most suited to those with a healthy interest in Czech women's organizations. But for those who can wade through this detail, the book is an excellent case study of how the Czechoslovak communist regime attempted to transform the country during the first years of its existence. It shows how the regime co-opted, used, debated about, fought over, and ultimately transformed a set of civic organizations and brought them into the state umbrella.

*Knapík, Jiří / Franc, Martin a kol: Průvodce kulturním děním a životním stylem v českých zemích 1948-1967. Svazek I. A-O, Svazek II. P-Ž [A Guide to Cultural Life and Lifestyle in the Czech Lands, 1948-1967. Volume I. A-O, Volume II. P-Ž].*

Academia, Praha 2011, 1297 S., ISBN 978-80-200-2019-2.

Jiří Knapík's and Martin Franc's guide to culture and lifestyle during the first two decades of communism is a remarkable undertaking. Leading a group of forty authors, Knapík and Franc have compiled a 1,300 page two-volume lexicon of 2,500 keywords that constituted the fabric of everyday life during the 1950s and 1960s in Czechoslovakia.<sup>1</sup> Knapík has worked on cultural politics during the early years of communism, and Franc on consumption, and thus they are well positioned to understand how fundamental these aspects of everyday life were to the experience of communism.

In their introduction, which leads the two-volume work, they envision the lexicon as benefitting historians but also being used in schools and of interest to a large swath of laypersons. Undoubtedly, it is a vital asset for historians working on this period of history. But they have also taken steps to make it a guide that invites readers to take a "journey" back to the 1950s and 1960s: whenever there is mention of a keyword (be it in another keyword entry or in one of the various essays), it is offset with a small arrow and italicized. For example, the entry for "rolety", the shop window shutters that were a frequent sight and sign of a lack of consumer items, also refers to empty window displays (výlohy) and the "Spartakiáda", when window displays were purposefully but temporarily improved. Both "výlohy" and "Spartakiáda" are offset in this manner, inviting the reader to flip to those separate entries and read on.

Following the editors' "guide to the guide," there is a four page thematic introduction entitled "Cultural Life and the Formation of a 'Socialist Way-of-Life' in Post-February Czechoslovakia". This in turn is followed by three sub-introductions: I. The General Characteristics of the Period 1948-1967 (an attempt at periodization); II. The Governing and Institutional Structures at the Forefront of Cultural and Social Life; III. An Attempt to Characterize the 'Socialist Way-of-Life'. Although the keyword entries are listed alphabetically, efforts for readers to be able to approach them thematically are evident throughout. Prior to the entries, the keywords are listed according to theme (Institutions, Organizations, Key Documents, Acronyms, Slogans, etc.). Following the keyword entries, we find a list of the names of government officials and committee members, slogans of the day, the price of eggs during given years, television programming schedules, and more. The bibliography comes next, listing all sources used, and a name index.

What could obviously be overwhelming is lightened by the incorporation of various small black-and-white illustrations peppered throughout the keyword entries which extend over the two volumes. It allows readers to get a sense of the aes-

<sup>1</sup> Like many works on the communist period, the authors focus on the Czech lands, not wanting to claim to cover the Slovak experience. At the same time, this is very much a book about the Czechoslovak experience.

thetics of the time, which is crucial. Here one finds a photograph of Alobal, the aluminum foil introduced in 1965 – as well as political posters, advertising, covers of magazines and newspapers, socialist buildings, and snapshots from political celebrations.

Such an important collection of vital information, presented with precision and care, deserves, however, a better introduction. Knapík and Franc use the “guide to the guide” to lay out the structure of the book, which is necessary, but otherwise their tone is oddly defensive as if they must justify the project. They take pains to situate it in current literature and trends, pointing out that a lexicon such as theirs already exists in both Poland and Germany, and that one for the Czech case is long overdue. At various points, they bring up Andrew Roberts’ “A Dictionary of Czech Popular Culture”, published by the Central European Press in 2005, but in a somewhat derogatory fashion. They explain why their timeframe of 1948-1967 is “untypical” when in fact it seems entirely logical. The editors would have been wiser to embrace what they have achieved here and discuss it in the larger terms that it demands. How will this impact the memory of communism (and how is that to be differentiated from the history of communism)? Indeed, how to keep nostalgia at bay when delving into what were both troublesome but also enjoyable aspects of most people’s lives? How does this collection belong to a larger shift toward cultural history, and how does it benefit the study of 1948-1967, which also witnessed tragedies much graver than shuttered shop windows? Altogether, this lexicon is a deeply intellectual endeavor and requires an editors’ introduction that matches it. Nevertheless, we can only hope that the editors and their team will produce a similar collection for 1968 through 1990. Like this one, it would be invaluable.

Poughkeepsie, NY

Paulina Bren

*Lizcová, Zuzana: Kulturní vztahy mezi ČSSR a SRN v 60. letech 20. století [Die kulturellen Beziehungen zwischen der ČSSR und der BRD in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts].*

Dokořán, Praha 2012, 190 S., ISBN 978-80-7363-201-4; Univerzita Karlova, Fakulta sociálních věd, Praha 2012, 190 S. (Teritoria 7), ISBN 978-80-87404-13-3.

Die Redakteurin des Tschechischen Pressebüros (ČTK) Zuzana Lizcová befasst sich in ihrer Dissertation mit der Rolle der Kultur in der Außenpolitik zweier Staaten über die Blockgrenzen des Kalten Krieges hinweg. Kulturpolitik definiert sie als „Set von politischen Eingriffen in den Betrieb kultureller Institutionen, als den Bereich, der die Bedingungen für künstlerische Produktion bestimmt“ (S. 11). Kultur im engeren wie weiteren Sinne spielt stets auch eine Rolle in der Politik. Welcher Part ihr in den Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der Tschechoslowakei in den sechziger Jahren zukam, versucht die Autorin in ihrer Arbeit zu klären.

Tschechen, Slowaken und Deutsche waren kulturell Jahrhunderte lang eng miteinander verbunden. Im 20. Jahrhundert wurde diese kulturelle Nähe jedoch brutal gestört und mehrfach in Frage gestellt. Umso eindrücklicher ist die Erinnerung an die sechziger Jahre, in denen in Folge des politischen Tauwetters ein intensiver kul-

tureller Austausch begann. Diesen Austausch rekonstruiert und analysiert Lizcová an Beispielen aus der bildenden Kunst und Filmen.

Die Untersuchung ist in fünf thematische Kapitel gegliedert. Die Beschreibung der Entwicklung der Politik im Allgemeinen und der Kulturpolitik im Besonderen aus Bonner und aus Prager Sicht führt dabei zu verschmerzbaeren Wiederholungen im Text.

Im ersten Kapitel legt Lizcová die Ziele ihrer Arbeit dar und positioniert sich konzeptionell. Ihre eigene Position bezüglich der Wirkung von Kultur in der Politik bezeichnet sie als realistisch – d. h. sie veranschlagt den Einfluss von Kultur auf die „hohe Politik“ eher als gering. Sie weist aber darauf hin, dass es in der Konkurrenz der politischen Systeme beider Seiten durchaus darum gegangen sei, auch mit Hilfe der Kultur den anderen Block von der eigenen Überlegenheit zu überzeugen. Dabei kam auch der grundlegende Unterschied in der Organisation der Kulturpolitik zum Tragen. Während in der damaligen Tschechoslowakei nach 1948 ein umfangreiches zentralisiertes Kultursystem aufgebaut wurde, entwickelte sich im föderalen Westdeutschland die freie Kultur eher in einem dezentralisierten Kultursystem.

Im zweiten Kapitel wird ein Überblick über die politische Situation der sechziger Jahre geboten, wobei Lizcová einerseits auf die innenpolitische Situation in beiden Staaten eingeht, andererseits in separaten Unterkapiteln die Entwicklung der Kulturpolitik nach 1945 schildert. Ihren Fokus legt sie dabei auf den Film und die bildende Kunst. Daneben liefert sie eine Beschreibung der Aufgaben auswärtiger Kulturpolitik in den internationalen Beziehungen.

Den Kern der Studie bilden das dritte und vierte Kapitel. Kapitel drei analysiert den Charakter der politischen und wirtschaftlichen Kontakte zwischen der BRD und der ČSSR. Weiterhin werden drei Haupt-Problemkreise dargestellt, die die Beziehung Bonn-Prag bestimmten: Erstens die Existenz des Konkurrenz-Staates DDR, zweitens die Problematik der „Insel“ West-Berlin und schließlich die Problematik der Sudetendeutschen. Die zweite Hälfte des dritten Kapitels beschäftigt sich mit der kulturellen Interaktion zwischen den Staaten und ihren Kulturinstitutionen: Bis 1956 unterhielten beide Länder praktisch keine kulturellen Kontakte, dies verbesserte sich erst ab 1963 spürbar. „Drei Jahre später existierte fast keine Hochschule mehr, die keinen Kontakt zu einer anderen hinter dem Eisernen Vorhang hatte.“ (S. 107) Dabei ging die Aktivität zumeist von der Tschechoslowakei aus, der viel an der Präsenz in der BRD lag, die zugleich aber versuchte, den Import westdeutscher Kultur und die Ausbreitung westlichen Einflusses zu verhindern. Der Höhepunkt des Kulturaustauschs zwischen der Bundesrepublik und der Tschechoslowakei wurde während des Prager Frühlings erreicht, nach der Niederschlagung der Reformbewegung brachen die Beziehungen in allen Bereichen ab. Zwar unterschrieben beide Länder 1978 ein gemeinsames Kulturabkommen, doch blieben die Versprechungen auf dem Papier.

Das vierte Kapitel konzentriert sich auf den Film und die bildende Kunst. Lizcová stellt die wichtigsten Projekte in diesem Bereich vor und versucht, „die gesellschaftliche Rolle zeitgenössischer Kulturproduktion und deren Rezeption zu beleuchten“ (S. 10). Zunächst schildert sie die Entwicklung der Austauschbeziehungen in den fünfziger und sechziger Jahren. In dieser Zeit verdoppelte sich nahezu die Zahl der

Filme aus der Tschechoslowakei, die in der BRD gezeigt wurden. In der anderen Richtung fiel der Import wesentlich bescheidener aus: Während die westdeutsche Firma Bischoff zwischen 1958 und 1961 ganze 148 Filme aus der Tschechoslowakei kaufte, darunter viele Kurz- und Kinderfilme, erwarb diese im gleichen Zeitraum nur 27 Titel.

Die tschechoslowakische Produktion war beim westlichen Publikum sehr erfolgreich. Lizcová erklärt dies damit, dass diese Filme nicht so stark vom sozialistischen Realismus geprägt waren wie etwa die Filme aus der DDR. Vor allem die „Neue Welle“ der sechziger Jahre habe Filme hervorgebracht, die auch im Westen auf großes Interesse stießen. Die „Eingangstore“, wie es die Autorin formuliert, waren die jährlichen Filmfestivals in Mannheim und Oberhausen, bei denen tschechoslowakische Filme mehrfach ausgezeichnet wurden. Indessen wurde die Berlinale wegen ihrer Bedeutung als „Schaufenster“ des Westens umgangen.

Der Kontakt beschränkte sich aber nicht auf den Austausch von Kinofilmen, zwischen beiden Ländern entstanden zahlreiche Kooperationen auch beim Fernsehen und Rundfunk, wobei sich aus finanzieller Perspektive Koproduktionen von kurzen und unterhaltsamen Programmen für Kinder und Jugendliche als am attraktivsten erwiesen.

Der zweite Teil des Kapitels gilt der bildenden Kunst, die Entwicklung der Kontakte wird hier am Beispiel mehrerer Ausstellungen nachvollzogen. Zunächst werden aber die entscheidenden Institutionen und Personen vorgestellt: Eine wichtige Rolle für die Liberalisierung spielte der 1964 gewählte neue Vorsitzende des Bundes tschechoslowakischer bildender Künstler, Adolf Hoffmeister, der die Grenzen dessen, was in der Kunst offiziell erlaubt war, erweiterte. 1964 wurde auch die Agentur „Artcenter“ gegründet, die das Monopol für die Vertretung der Künstler im Ausland hatte. Die „alte“ Kunst vertrat eine andere Firma, die „Artia“.

Die Veranstaltung, mit der der kulturelle Austausch auf dem Gebiet der bildenden Kunst seinen Anfang nahm, war die Ausstellung von Adolf Hoffmeister in Westberlin 1965; es folgten große Ausstellungen wie „Tschechoslowakische Kunst der Gegenwart“ (1966). Was Mannheim und Oberhausen für den Film waren, waren für die bildende Kunst Essen und Bochum. Peter Leo, Direktor der Staatlichen Galerie Bochum, organisierte Ausstellungen tschechischer Grafik und initiierte die Reihe „Profile V“ (1965), deren tschechische Kuratoren Miroslav Míčko und Jiří Kotalík Werke von 40 Künstlern aus der Tschechoslowakei zeigten. Im Folkwang Museum in Essen unterstützte der Direktor Paul Vogt große Projekte wie die Ausstellung „Tschechoslowakische Plastik von 1900 bis zur Gegenwart“ (1966) oder „14 Prager Grafiker“ (1963).

Im Schlusskapitel fasst Lizcová die Entwicklung der Zusammenarbeit zwischen beiden Staaten noch einmal zusammen und versucht, Regelmäßigkeiten zu identifizieren. Die Kultur charakterisiert sie zwar als selbstständigen Faktor, der sein Eigenleben gehabt habe. Doch habe sich in den sechziger Jahren nur deshalb ein lebhafter kultureller Austausch entwickeln können, weil der politische Wille dazu vorhanden war. Dieser Austausch habe durchaus auf die öffentliche Meinung gewirkt: In der Tschechoslowakei verbesserte sich das Bild der Westdeutschen, die das schwere Erbe der nationalsozialistischen Diktatur trugen. Die Novotný-Regierung präsentierte

sich in der Bundesrepublik in einem günstigen Licht. Auch sei die Toleranz gegenüber dem konkurrierenden Gesellschaftsmodell gewachsen. Und Toleranz, folgert Lizcová, ist in einer Situation, in der sich zwei Machtblöcke mit unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Systemen gegenüberstehen, das höchste Ziel von Außenpolitik (S. 163).

Lizcová bietet in ihrer Arbeit eine detaillierte Beschreibung der Entwicklung der kulturellen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der Tschechoslowakei, die auf einer nahezu unüberschaubaren Materialmenge fußt. Eine Stärke der Arbeit liegt darin, dass die Autorin versucht, die Rolle der Kultur in den auswärtigen Beziehungen zu fassen. Deren Anteil an der Annäherung zwischen der Tschechoslowakei und der Bundesrepublik veranschlagt sie – den eindrucksvollen Beispielen aus Film und bildender Kunst zum Trotz – eher vorsichtig.

München

Zuzana Biřová

*Gulińska-Jurgiel, Paulina: Die Presse des Sozialismus ist schlimmer als der Sozialismus. Europa in der Publizistik der Volksrepublik Polen, der ČSSR und der DDR.*

Winkler, Bochum 2010, 328 S. (Herausforderungen. Historisch-politische Analysen 19), ISBN 978-3-89911-146-0.

In ihrer vergleichenden Dissertation untersucht die Verfasserin den Stellenwert des Themas „Europa“ in polnischen, tschechoslowakischen und ostdeutschen Zeitschriften zwischen 1965 und 1975. Sie orientiert sich in ihrer zeitlichen Eingrenzung an der Genese der Entspannungspolitik im Anschluss an den Rapacki-Plan und endet mit der Verabschiedung der KSZE-Schlussakte in Helsinki. Die Autorin möchte zeigen, welche Vorstellungen von Europa in der Publizistik der kommunistischen Diktaturen Ostmitteleuropas existierten, wie sie sich zwischen den einzelnen Staaten unterschieden und wie sie sich wandelten. Mit dieser Fragestellung gelingt es ihr auf originelle Art und Weise, über die Öffentlichkeit in der kommunistischen Diktatur und den Kalten Krieg zu schreiben. Als Quelle wählt sie nicht die Tageszeitungen der Staatsparteien, sondern drei Wochenzeitschriften – die Warschauer „Polityka“, die Prager „Tvorba“ und die Ost-Berliner „Wochenpost“ – sowie drei Satiremagazine – die polnischen „Szpilki“, den tschechischen „Dikobraz“ und den ostdeutschen „Eulenspiegel“, deren Karikaturen sie analysiert. Methodologisch verortet sich Gulińska als Vertreterin einer Kulturgeschichte der Politik; es geht ihr weniger um spezifische Autoren und Redakteure bzw. um deren Agenda als vielmehr um eine Diskursanalyse, die nach wiederkehrenden Mustern und Stereotypen fragt. Eingangs legt sie die außenpolitische Stellung der untersuchten Staaten im sowjetischen Imperium dar – für die Tschechoslowakei bildete das Jahr 1968 einen Einschnitt, den es so in Polen und der DDR nicht gab – und erklärt die jeweilige Funktionsweise der Zensur. Sie kann zeigen, wie unterschiedlich die Spielräume der drei Wochenzeitschriften definiert waren.

Die Europavorstellungen in der untersuchten Publizistik blieben überwiegend von nationalen und historischen Stereotypen, den Feindbildern des Kalten Krieges und vor allem der Źdanovschen Dichotomie zwischen den zwei Lagern des „Frie-

dens“ und des „Imperialismus“ geprägt, die seit 1947 das außenpolitische Denken im sowjetischen Imperium bestimmte. Insbesondere in der Tschechoslowakei argumentierten die Journalisten ausgesprochen nationalistisch und blieben in den Jahren der „Normalisierung“ dem Narrativ der Freundschaft zur Sowjetunion verpflichtet. Es ist wenig überraschend, dass die „revanchistische“ Bundesrepublik und die Vereinigten Staaten beständig im Fadenkreuz einer Publizistik standen, deren Argumentation sich in Polemik erschöpfte. Überraschender ist die Aggressivität, die auch auf dem Höhepunkt der Entspannungspolitik die Presse in den Parteistaaten kennzeichnete. Dies galt insbesondere für die Tschechoslowakei und die DDR, während die polnische „Polityka“, auch wegen ihres ehrgeizigen und umtriebigen Chefredakteurs Mieczysław F. Rakowski, eine unabhängigere Linie verfolgen konnte. Durch Rakowskis Tagebücher und die Zensurakten lässt sich rekonstruieren, welcher Preis dafür in Form parteistaatlicher Eingriffe zu zahlen war. Positiver als die Bundesrepublik und die USA wurde Frankreich dargestellt, dessen Staatschef de Gaulle wegen seiner antiatlantischen Haltung und seiner Forderung eines Europas „vom Atlantik zum Ural“ gefeiert wurde. Es ist recht durchsichtig, dass in diesen Artikeln das sowjetische Geschäft betrieben wurde, Europa von den USA zu trennen.

Die „Polityka“ stach unter den untersuchten Zeitschriften heraus, weil sie sich mit dem fortschreitenden Prozess der europäischen Integration auseinandersetzte. Doch auch hier – wie in den anderen politischen Zeitschriften – widmete man sich primär den Problemen des Integrationsprozesses. Die ebenfalls untersuchten Karikaturen der „offiziellen“ Satire bestätigen weitgehend die Befunde der Diskursanalyse. Eine Verbindung der europäischen Frage mit der nationalsozialistischen Vergangenheit Deutschlands wurde auch hier auf plumpe Art und Weise konstruiert. Dieser Antifaschismus dürfte schon zeitgenössisch – gerade vor dem Hintergrund von *détente* und Ostpolitik – stark an Überzeugungskraft eingebüßt haben. Die Bilder, die er verwandte, weisen zurück in den Hochstalinismus, in dem die entsprechenden Topoi geschaffen worden waren. Daher sind es nicht die Motive selbst, sondern ihre Verbreitung in Zeiten der Entspannung, die etwas über den Kalten Krieg aussagen: Die kommunistischen Regime sahen sich offenbar nicht dazu in der Lage, auf die Feindbilder zu verzichten, die sie einmal geschaffen hatten. Obwohl die außenpolitische Großwetterlage sich geändert hatte, hielten sie am dichotomen Weltbild des frühen Kalten Krieges fest. Die hier untersuchte Publizistik deutet demnach mehr auf Kontinuität als auf Brüche im globalen Systemkonflikt hin.

Auf die besondere Struktur der polnischen Öffentlichkeit, auf ihre größere Pluralität, verweist die Untersuchung der Krakauer katholischen Wochenzeitung „Tygodnik Powszechny“, die sich unbefangener mit dem Thema Europa auseinandersetzte: „Die Redaktion des Tygodnik Powszechny neigte aber überwiegend zu einem anderen Blickwinkel, wenn es um „Europa“ ging. Der redaktionelle Kern gehörte einer Redaktion an, die mit dem Bewusstsein eines ungeteilten, gleichzeitig aber in seiner kulturellen Zusammensetzung sehr heterogenen Kontinents aufwuchs“ (S. 202). Hier manifestierte sich in zahlreichen Artikeln ein „universaler Patriotismus“ (S. 208) polnischer Prägung, der sich fest im gesamten Europa, seinen Traditionen und seiner Geschichte verwurzelt sah. Schließlich versuchte die Krakauer Redaktion

ständig, die Teilung des Kontinents zu relativieren, den Eisernen Vorhang zu überwinden, um zu zeigen, dass Polen zur europäischen Kultur gehöre und dass der Kontinent eine zivilisatorische Einheit bilde. Nur das Krakauer Wochenblatt konnte schließlich den Begriff Europa mit Demokratie und Menschenrechten identifizieren.

Als Ergebnis der gut lesbaren Studie lässt sich festhalten, dass auch im Ostblock das Thema Europa eine Rolle spielte. Es blieb jedoch überwiegend Vehikel zur Selbstdarstellung der Regime und diente zur Abgrenzung vom Westen, insbesondere von der Bundesrepublik. Der von der Verfasserin gewählte Titel verweist bereits darauf, dass die Publizistik nicht eben zu den Stärken kommunistischer Diktaturen gehörte. In der Analyse wird deutlich, wie sehr die Kategorie der Nation – als nationale Gemeinschaft im Bündnis mit der UdSSR gedacht – weiterhin die offizielle Rhetorik in Ostmitteleuropa bestimmte. Das supranationale Denken des westlichen Europadiskurses blieb ein Fremdkörper, der sich lediglich im „Tygodnik Powszechny“ wiederfand. Die vergleichende Perspektive verdeutlicht, dass die polnische Presse insgesamt interessanter war als die der Nachbarstaaten. Durch ihre Beschränkung auf die Jahre 1965-1975 vergibt die Studie die Chance, über Kontinuitäten und Brüche in der Rhetorik des Kalten Krieges in einem weiteren Zeitrahmen nachzudenken. Es wäre auch wünschenswert gewesen, das sowjetische Vorbild und den Moskauer Einfluss auf die Presse Ostmitteleuropas – in seinen Möglichkeiten und seinen Grenzen – systematischer einzubeziehen. Denn es ließe sich noch stärker herausstreichen, wie sehr die Presse und die Bilder dieser Entspannungsdekade den Topoi des Hochstalinismus verpflichtet blieben. Mit den Nachrichtenmagazinen etablierte sich nach 1956 in Ostmitteleuropa ein neues Medium, das jedoch die alten Inhalte transportierte.

Potsdam

Jan C. Behrends

*Bock, Ivo (Hg.): Scharf überwachte Kommunikation. Zensursysteme in Ost(mittel)-europa (1960er-1980-er Jahre).*

Lit Verlag, Berlin 2011, 480 S., ISBN 978-3-643-11181-4.

Zum Thema Zensur und Mediensteuerung in den sozialistischen Diktaturen liegt inzwischen eine ganze Reihe von Studien vor.<sup>1</sup> Allerdings lassen ihre nationalen Eingrenzungen und ihre Anekdotenhaftigkeit durchaus Raum für vergleichende und eingehende Untersuchungen. Eine Gesamtschau über die Mediensteuerung in der

<sup>1</sup> Zu den umfang- und aufschlussreichen Verweisen im Buch können noch ergänzt werden: *Romek, Zbigniew: Cenzura a nauka historyczna w Polsce 1944–1970* [Zensur und Geschichtswissenschaft in Polen 1944–1970]. Warszawa 2010; *Mazur, Mariusz: Propagandowy obraz świata. Polityczne kampanie prasowe w PRL 1956–1980* [Das propagandistische Weltbild. Politische Pressekampagnen in der Volksrepublik Polen 1956–1980]. Warszawa 2003; *Kaplan, Karel / Tomásek, Dušan: O cenzuře v Československu v letech 1945–1956* [Über die Zensur in der Tschechoslowakei 1945–1956]. Praha 1994; *Bárta, Milan: Zur Zensur in der Tschechoslowakei von 1948 bis 1989*. In: *Žáček, Pavel / Faulenbach, Bernd / Máhlert, Ulrich (Hgg.): Die Tschechoslowakei 1945/48 bis 1989. Studien zu kommunistischer Herrschaft und Repression*. Leipzig 2008, 67–82.



UdSSR, der ČSSR, der Volksrepublik Polen und der DDR hat nun Ivo Bock gemeinsam mit Aleksander Pawlicki und Ann-Kathrin Reichardt vorgelegt. Die Autoren haben vor allem die kulturelle Publizistik, das schriftstellerische Schaffen und die Filmproduktion analysiert. Den zeitlichen Fokus haben sie dabei auf die sechziger und achtziger Jahre gelegt, wobei für die UdSSR auch die stalinistische und die Tauwetterperiode gestreift werden. Die Darstellung erfolgt nicht chronologisch, sondern systematisch, weshalb manche Ereignisse – wie beispielsweise die Niederschlagung des „Prager Frühlings“ – an mehreren Stellen thematisiert werden (u. a. S. 33, 87). Die fast gleichartige Struktur der Teiluntersuchungen gibt dem Sammelwerk den Charakter einer Kollektivmonografie. Dabei sind Ivo Bocks Darstellung der Mediensteuerung in der Sowjetunion und der ČSSR sowie dessen vergleichende Zusammenfassung tonangebend.

Um den Untersuchungsgegenstand nicht auf den Rotstift des staatlich bestellten Zensors einzuengen, verwenden die Autoren den Begriff der Zensursysteme. Sie beschreiben damit institutionelle Arrangements, die sie vor allem in ihrer innerstaatlichen Verflechtung darstellen. Neben den allseits bekannten Propagandaabteilungen der Zentralkomitees und den ihnen faktisch unterstellten Regierungsämtern zählen sie als weitere Instanzen Kultusministerien, Verlage, Berufsverbände, Redaktionen und schließlich die Selbstzensur auf, die allesamt nach den Vorstellungen ihrer Gründer „wie ein gut eingespieltes Orchester agieren“ sollten. Da dieses „System“ nicht nur Verbote, sondern auch Gebote und Leitlinien generierte (S. 77), kann von einer aktiven Mediensteuerung gesprochen werden.

Ivo Bock verflucht in seiner Darstellung die Mediensteuerung der UdSSR und der ČSSR sehr eng miteinander und orientiert sich dabei an Funktionsäquivalenten sowie Analogien. Er argumentiert, dass nach 1948 ein Transfer sowjetischer Normen stattgefunden habe, und macht diesen indirekt daran fest, dass die institutionellen Strukturen der Mediensteuerung im Vergleich ähnlich ausfallen. Wie der Normentransfer genau erfolgte, erklärt er nicht erschöpfend – offenbar mangelt es an Quellen, die ihn direkt belegen. Sowjetische „Berater“ erscheinen eher kurz im Buch, und Kontaktzonen zwischen sowjetischen und tschechoslowakischen Zensoren – wie Konsultationen und multilaterale Treffen – werden nur in Momentaufnahmen gezeigt (z. B. S. 64 f.). Dass Transfers gelegentlich nicht empirisch nachvollzogen werden können und selbst Funktionsäquivalente nicht immer auffindbar sind, gehört zu den Tücken der vergleichenden Analyse. In solchen Fällen wäre ein Hinweis auf die begrenzte Überlieferung besser gewesen als unnötige Pauschalisierungen wie „alles spricht jedoch dafür, dass die genannten Kontrollorgane in der ČSSR dieselben Funktionen wie in der UdSSR wahrnahmen“ (S. 62).

Die der Volksrepublik Polen gewidmete Teilstudie von Aleksander Pawlicki ist noch stärker an der Alltagspraxis orientiert als Bocks Text. Sie geht von der These eines „polnischen Sonderwegs“ in der Mediensteuerung aus. Als Argumente hierfür führt Pawlicki an, dass sich die in den achtziger Jahren avisierte „Teilung der Macht“ zwischen der PVAP (Polnische Vereinigte Arbeiterpartei) und gesellschaftlichen Kräften auch in der liberaleren Mediensteuerung wiederfand. Die Sonderweg-Hypothese relativiert sich etwas, wenn nach den Ursachen der für Polen singulären Vorzensur geforscht wird: Wie in den anderen Staaten gab es auch hier Versuche, die

Medien indirekt auf Richtlinienenebene zu kontrollieren – diese scheiterten jedoch am Eigensinn der polnischen Redaktionen (S. 213 f.). Die „Fragmentegration“ des Kontrollsystems – seine Aufteilung in verschiedene Kontrollinstanzen bei gleichzeitiger Integration durch das Entscheidungsmonopol der Staatsparteien (S. 249) – bildete schließlich eine Gemeinsamkeit mit den anderen untersuchten Staaten. Besonders lesenswert ist der abschließende Abschnitt zu Umgehungsstrategien der Autoren (S. 349-356), ein Aspekt, der in den anderen Texten des Buches so nicht vorkommt.

Die von Ann-Kathrin Reichardt verfasste Teilstudie zur DDR widmet sich der Belletristik. Ausgerechnet in diesem Bereich tritt erstmals eine staatssozialistische Geheimpolizei als Steuerungsinstitution von Publizistik in Erscheinung – die anderen Studien weisen allein eine beschränkte Zensurfunktion von Geheimdiensten bei Themen nach, die diese direkt betrafen. Für das DDR-Ministerium für Staatssicherheit (MfS) indes beschreibt Reichardt eine umfassende, weit in die Persönlichkeit der Schriftsteller hineinreichende Steuerungsmaßnahme, die nicht Verbote als Ziel verstand, sondern Disziplinierung. Die indirekte Steuerung, die das MfS über inoffizielle Mitarbeiter (IM) und Verlage ausübte, sollte die Autoren dazu bringen, sich mit Änderungen an ihren Manuskripten zu identifizieren (S. 434 f.). Es ist schade, dass der nach Drucklegung des Bandes durch den Film „Vaterlandsverräter“ bekannt gewordene Schriftsteller Paul Gratzik hier nur als Stasi-Opfer – das er spätestens nach seiner Absage an das MfS zweifellos war – geschildert wird. Reichardt hätte ihre Argumentation mit dessen Täterrolle, die er zuvor als Informant spielte, weiter ausbauen können. Bei Gratzik wird die Ambivalenz, welche eine zum Teil repressive politische Steuerung unter den Schriftstellern produzierte, besonders deutlich.

Ivo Bocks vergleichende Zusammenfassung stellt eine „weitgehende Gleichartigkeit“ des sich an der Sowjetunion orientierenden „Systems“ der Mediensteuerung fest, während die Praxis der Kontrolle aus innenpolitischen Faktoren resultierte und je nach Land und Zeit variierte. Die konstatierten asynchronen Verläufe in den Einzelstaaten stehen etwas quer zum strukturorientierten Darstellungsprinzip, weshalb die Zusammenfassung erneut Fälle darstellt, die aus der „System“-Perspektive singulär erscheinen.

Eine Stärke des Buchs ist es, dass trotz der institutionenzentrierten Gliederung kulturelle Voraussetzungen und Folgen der bzw. für die Mediensteuerung diskutiert werden. Die, wie Ivo Bock schreibt, „wachsende Bedeutung interner Zensurinstanzen“ und die „Vervielfachung von Kontrollinstanzen“ (S. 449, 452) bezeichnen dabei nichts weiter als eine in der Offizialität omniprésente Kultur der Zurechtweisung – eine allmähliche Schwerpunktverschiebung weg von politisch institutionalisierter Kontrolle hin zu einer vielinstanzlichen Gedankenkontrolle, beziehungsweise weg von repressiver Normendurchsetzung hin zu einem (teils zur Diskussion gestellten, teils unausgesprochenen) Konsens über das offiziell Sagbare. Während die Strukturierung der Teilbeiträge editorische Sorgfalt erkennen lässt, haben sich die Autoren auf der Textebene weniger gut abgestimmt: So wird in einem der Beiträge darauf hingewiesen, dass das MfS – das bei der Namensschreibung geradezu legasthenisch war – den Namen Günter Kunerts falsch aufführte, während er in einem anderen Beitrag auf die gleiche Weise falsch geschrieben erscheint (S. 389, 459). Auch wird Joachim

Seyppels „Porzellanhund“ – die absichtlich eingebaute, den Zensor zur Beanstandung herausfordernde und damit von Subtilerem ablenkende Passage – in zwei Teilbeiträgen mit Verweis auf den gleichen Textabschnitt zitiert, und dies sogar in unterschiedlichem Wortlaut (S. 354, 436).

Der Leitbegriff der „Zensursysteme“ führt leider denjenigen Leser in die Irre, der eine Luhmann-getreue Deutung von Systemen der Mediensteuerung in spätmoderner funktionaler Ausdifferenzierung erwartet. Stattdessen gehen die Autoren von einem quellennahen Begriff aus, der die Medienkontrolle als Bestandteil eines sozialistischen „Gesellschaftssystems“ versteht, wie es von zeitgenössischen Partieliten gedacht wurde. Diese Auffassung der Zeitgenossen impliziert die „Unvereinbarkeit“ mit allem, was vorher war oder westlich liegt – und damit leider auch eine analytische Unvergleichbarkeit. So kann nicht breit genug reflektiert werden, welche Traditionen und Transfers den Hintergrund dafür bildeten, die in ihrer kakophonischen Vielstimmigkeit dargestellten, realsozialistischen Mediensteuerungsorchester zu kreieren. Nicht nur leninistische Ideologie mag hier eine Rolle gespielt haben, sondern möglicherweise auch institutionen gläubiger Pragmatismus, östliche Anverwandlungen des modernen westlichen Verwaltungsstaats, machiavellistische Machtpolitik und cäsarisches (zaristisches?) Kontrollgebaren.

Das Changieren zwischen Quellen- und Analysebegriffen kann generell durchaus zur Schärfung von Terminologie und Methode – und somit zu Erkenntnisgewinn – beitragen. Hier lenkt es allerdings ab vom eigentlichen Ansatz, Mediensteuerung im Staatssozialismus mit Referenzen zu „Ideologie“, „Propaganda“ und „Kultur“ aus den staatssozialistischen Gesellschaften heraus zu erklären. Aus der Kombination dieser Ideologiekritik und einer „System“-Rhetorik entstand keine brauchbare Methode, die generalisierbare Deutungshorizonte freigibt. Mit Hinweisen auf die „Suche nach Kompromissen“ in der Praxis und Anspielungen auf einen „Handel wie auf einem Basar“ (S. 447, 462) deutet die Studie indes weitere Operationalisierungsoptionen an, welche sie jedoch nicht weiter verfolgt hat.

Da Methode und Empirie nicht optimal aufeinander abgestimmt erscheinen, setzt die eher quellen- als theoriegeleitete Untersuchung keine neuen methodischen Maßstäbe. Wer den Autoren dies nachsieht, wird mit einer Vielheit von Geschichten des Ringens zwischen Kontrolle und Autonomiestreben sowie zwischen Herrschaft und Eigensinn entschädigt. Die Darstellung von Scharmützeln zwischen Redaktionen und Zensoren, zwischen den Institutionen von Staat und Partei oder zwischen Zentralen und Vor-Ort-Filialen ist nicht nur unterhaltsam. Hierin wird zudem deutlich, dass Grenzen des Sagbaren immer wieder unter einzelnen Individuen ausgehandelt wurden. Die freigelegten eigensinnigen Handlungsmuster machen eine Dehnung des „Systembegriffs“ notwendig, wie bei Ann-Kathrin Reichardt, die von einer maximalen „Komplexität des Zensursystems“ ausgeht, das idealerweise nicht nur institutionen- und akteursgebundene Mechanismen, sondern auch noch Willkür jenseits gesetzter Normen sowie die Kontrolle spezifischer Sprache und Erzählweisen fassen sollte (S. 382 f.).

Die Vielzahl von Geschichten lässt sich allerdings nicht als „scharf überwachte Kommunikation“ betiteln, womit unausgesprochen auf den Nationalsozialismus angespielt wird. Es bestehen kaum Analogien zwischen der öffentlichen Kommunika-

tion in den staatssozialistischen Diktaturen und den widerständigen Verwicklungen im Munitionsnachschub, die der tschechische Autor Bohumil Hrabal in „Reise nach Sondervorschrift, Zuglauf überwacht“ (die direkte Übersetzung des tschechischen Titels lautet „Scharf überwachte Züge“) beschreibt. Die vieles umfassende und dabei dennoch austarierte Mediensteuerung gleicht kaum der nationalsozialistischen „totalen“ Kriegspolitik, und der Schuss aus einer SS-Pistole, der Hrabals Haupthelden umbringt, hat nichts mit dem Handel auf einem ideologisierten Markt der Meinungen gemein. Der tragikomische und groteske Tod des tschechischen Partisanen würde allein eine metaphorische Ähnlichkeit mit dem idealtypischen Untergang des freien Autors in einem ebenso idealtypisch totalitär durchherrschten Mediensystem aufweisen. Dessen Existenz widerlegt die Untersuchung jedoch.

Berlin

Christian Domnitz

*Bolton, Jonathan: Worlds of Dissent. Charter 77, The Plastic People of the Universe, and Czech Culture Under Communism.*

Harvard University Press, Cambridge 2012, 349 S., ISBN 978-0-674-0638-6.

Im Epilog zu seinem neuesten Buch „Worlds of Dissent“ schreibt Jonathan Bolton, man müsse an die vorhandenen Bilder von der tschechischen Dissidentenszene wie an ein impressionistisches Gemälde herangehen, das sich einem erst dann erschließe, wenn man es aus dem richtigen Abstand betrachte. Genau wie die Werke der alten Meister entfalte und kläre sich die Geschichte der Charta 77, der Musikband „Plastic People of the Universe“ und der tschechischen Kultur in der späten sozialistischen Zeit nur aus der entsprechenden Distanz – oder aber diese Distanz helfe dabei, wichtige Fragen zu stellen. Liest man Boltons Arbeit, wird deutlich, dass der Harvard-Professor für diese Distanz alle Voraussetzungen mitbringt. Seine Vertrautheit mit dem tschechoslowakischen Raum einerseits, innovative Methoden andererseits und eine Perspektive auf die betrachteten Probleme, die dem Ort seines akademischen Wirkens geschuldet sind, ermöglichen ihm den klaren Blick auf die Geschichte der tschechischen bzw. tschechoslowakischen Moderne, zu dem heimische Autoren oft nicht in der Lage sind. Diese tendieren dazu, die Dissidenten entweder als Helden „ohne Furcht und Tadel“ und unverbesserliche Romantiker und Idealisten zu zeichnen, oder aber als Intellektuelle ohne jedes politische Verständnis, die sich daher mehrheitlich in der Politik nicht durchsetzen konnten. Bolton führt diese Beobachtung zu dem erfrischenden Gedanken, dass der „tschechische Dissident sowohl von seinen Kritikern als auch von seinen Verteidigern befreit werden müsse“ (S. 18).

Er entzieht sich aber auch der zweiten „klassischen“ Falle: dem Streit, inwiefern sich die Dissidenten um den Fall des Regimes „verdient“ gemacht haben, der sich wie ein roter Faden durch den tschechischen Diskurs zieht. Vielmehr legt er den Fokus auf andere wichtige Aspekte der Geschichte des Dissens. Dabei konzentriert er sich auf die Protagonisten und ihre eigenen Deutungen und fragt nach der Rolle dieser Erzählungen für die Festigung von Gruppenidentitäten und danach, was diese Erzählungen für die Dissidentengemeinde und ihre einzelnen Mitglieder bedeuten.

Bolton geht von der These aus, dass die Dissidentengruppen auf den Narrativen, die ihre Mitglieder einander erzählten, begründet waren und dank ihrer bestehen blieben. Diese Narrative vergleicht er mit den dominanten Deutungen der Opposition: der allgemein gültigen „Helsinki Geschichte“, der Deutung des „Kommunismus der Bürgergesellschaft“ und der „grauen Zone der Alltäglichkeit“. Indem er auf Primärquellen zurückgreift – einschließlich öffentlicher und privater Briefe, Tagebücher und Gespräche – nähert er sich dem Alltagsleben und der menschlichen Seite der Dissidenten und überwindet den vorherrschenden verkitschenden Blick auf das Dissidententum. Als zentrale Quelle dienen ihm Texte, die die Protagonisten in der Ich-Form verfasst haben. Hier erweist es sich als großer Vorteil, dass Bolton Linguist und Literaturwissenschaftler ist. Seine Textanalysen führen zu völlig neuen, mitunter provokativen Blicken auf die allseits bekannten Geschichten. Aus der Perspektive meines eigenen Fachs, der Oral-History, halte ich die formellen und stilistischen Analysen der Interviews mit den Dissidenten und der Texte, die diese Meister der Rhetorik, Literatur und des Journalismus verfasst haben, für besonders aufschlussreich.

Nicht unerwähnt bleiben sollte die theoretische Verankerung des Buches. Bolton geht von Michel Foucaults Begriff der Macht aus („die Macht ist niemals ausschließlich repressiv, sie ist zugleich auch produktiv, wobei sie unterschiedliche Formen von Kultur hervorbringt und andere zensiert“) und von Michel Certeaus These, dass die Menschen selbst unter den Bedingungen höchster Kontrolle noch eine gewisse Bewegungsfreiheit haben. Damit weist er die traditionelle, unfruchtbare Sicht auf die tschechische/tschechoslowakische Geschichte zurück, die sich zwischen den Polen von „Kollaboration“ auf der einen und „Widerstand“ auf der anderen Seite bewegt. Ähnlich wie eine allmählich wachsende Zahl tschechischer Historiker zeichnet Bolton ein weitaus feineres, differenzierteres Bild der Gesellschaft als das über Jahre vermittelte von einem „Gesellschaftsvertrag“, der angeblich darin bestanden habe, dass Millionen Bürger ihre politische Seele für ein paar Konsumgüter verschachert hätten.

Als gut gewählt erachte ich ferner die zeitliche Einschränkung, die Bolton für seine Arbeit vorgenommen hat. Er schließt die Studie mit dem Jahr 1980 ab, entscheidet sich also gezielt dagegen, diese bis zum „guten Ende“ weiterzuführen. Für das Verständnis der Ereignisse von 1989 ist der Dissens unabdingbar, andersherum gilt das nicht unbedingt. Vielmehr verstellen wir uns die Sicht auf die Probleme, die das Leben der Dissidenten zu einem schwierigen machten, wenn wir den Fall des Regimes zum Ausgangspunkt nehmen. Und wir übersehen die Antworten auf die wirklich wichtigen Fragen, die sich die Dissidenten stellten: Mache ich die richtige Sache? Wie lange werde ich den Druck aushalten? Wird sich das Opfer, das meine Familie und ich bringen, überhaupt lohnen? Zudem führt die teleologische Sicht stets zu der Frage zurück, ob der Dissident seine „historische Mission“ erfüllt, das heißt zum Sturz des Regimes beigetragen hat, die Bolton gerade nicht diskutieren möchte.

Wenngleich Bolton Interesse an neuen Zeugnissen aus Dissidentenkreisen zeigt, konzentriert sich seine Analyse doch auf die bekannten Persönlichkeiten, auf die, die im Zentrum standen und die anderen „anführten“, während die, die das Metanar-

rativ von der Opposition verkomplizieren (Nicht-Unterzeichner der Charta 77, der Underground, Frauen) bei ihm im Hintergrund bleiben. Zum Beispiel geht er auf Eva Kantůrková's Gespräche mit zwölf Ehefrauen inhaftierter Dissidenten „Sešly jsme se v této knize“ (Wir haben uns in diesem Buch getroffen), die er als eines der wichtigsten und unterschätztesten Zeugnisse der Opposition wertet, nur in einem einzigen Absatz ein. Mit Vaculík's „Český snář“ (Tschechisches Traumbuch) beschäftigt er sich indessen in einem eigenen Kapitel.

Anders als der Titel andeutet, widmet Bolton auch dem Underground eher geringe Aufmerksamkeit und lässt dessen Musik- und Theaterszene völlig außer Betracht. Dennoch legt er im Kapitel „Legends of the Underground“ eigenständige, unverbrauchte Gedanken vor. So beschreibt er treffend die Neigung der Undergroundkultur, Mythen von sich selbst zu spinnen und argumentiert überzeugend, dass der Underground nicht für neue Mitglieder offen stand. Vielmehr habe es sich um eine durch Symbole und Ideologie nach außen abgeschlossene Szene gehandelt, wie es der mitunter verwendete Begriff „Marry ghetto“ zutreffend andeute. „Without its legends, the underground would be little more than a sect, with them, it is a sect that, potentially, everyone can join.“ (S. 132). Legenden waren also für den Underground grundlegend, wobei es nicht entscheidend war, ob es sich um wahre oder erdachte Geschichten handelte. Die Legenden, die sich um Bondy, Jirous oder die Rockband „The Plastic People of the Universe“ rankten, beschrieben nicht nur das Milieu, aus dem sie kamen, sie konstituierten vielmehr auch dessen kulturelle Identität.

Bolton zufolge verdient dabei besonders das Bild Aufmerksamkeit, das Havel in den achtziger Jahren vom Underground entwarf. Havel zufolge handelte es sich um „eine kompromisslose Jugend, die gleichgültig gegenüber der korrumpierten Welt der Politik“ (S. 137) und zugleich politisch naiv war. Diese These widerlegt Bolton, u. a. mit dem Verweis darauf, dass Jirous, Brabenec oder Karásek zum Zeitpunkt ihrer Verhaftung älter als 30 Jahre alt waren (und somit nach John Lennons Postulat „Glaub' keinem über 30“ nicht mehr zur Jugend gehörten). Zudem verweist er darauf, dass Havel das Thema Religion bewusst in den Hintergrund stellte, obgleich alle der Genannten sehr gläubige Menschen waren. Bolton argumentiert, dass es sich bei Havels Porträt der metaphysischen Angst um eine gezielte und säkularisierte Vereinfachung gehandelt habe. Das gelte auch für „The Plastic People of the Universe“, die Havel wiederholt als „junge Musiker“ charakterisierte, die „keinerlei politische Vergangenheit hatten oder gar irgendeine ausformulierte politische Haltung“ (S. 138). Bolton zeigt dann anhand einer Reihe von Beispielen ein weitaus differenzierteres Bild der Band, die zwar keine „Protestsongs“ sang, aber das kommunistische Regime in vielerlei Hinsicht irritierte. Dabei sind vor allem seine folgenden Fragen wichtig und inspirierend: Wie könnte man die Entstehung der Charta 77 erklären, wenn „The Plastic People of the Universe“ bei ihrem ursprünglichen Namen „New Electric Potatoes“ geblieben wären, also nicht den mystischen Anhang „of the Universe“ gewählt hätten? Was, wenn Havel Brabenec nicht als jungen Burschen eingeführt hätte, sondern als hervorragenden Saxophonisten? Was, wenn Jirous als Kunsthistoriker vorgestellt worden wäre, der sich gegen das Establishment auflehnt und Karásek als protestantischer Pastor, dem das Predigen aus politischen Gründen verboten wurde? Bei der Stilisierung des Undergrounds zu einem politikfernen Milieu

junger Musiker (S. 139) ging es Bolton zufolge um eine Strategie, die dazu beitrug, den Mythos vom „Prozess gegen die Plastic People“ zu kreieren.

Seine Hauptaufmerksamkeit widmet Bolton der Charta 77. Dabei stützt er sich auf die großen Erzählungen der Chartisten, allerdings liest er sie gegen ihre monotone, sich stets wiederholende traditionelle Erklärung und bringt einigen frischen Wind in die Analyse von Vaculíks und Patočkas Texten. Wie auch schon in dem Kapitel über den Prozess gegen die Plastic People, den er sachlich, ohne Übertreibungen und ohne Stilisierung der Angeklagten zu Märtyrern schildert, beschreibt er auch die letzten Lebensstage des Philosophen und ersten Sprechers der Charta 77 völlig nüchtern. Jan Patočkas Tod bezeichnet er als Beispiel für die Verzerrungen, zu denen es in der Erzählung von der „dissidentischen Politik“ kam. Gerade diese Passagen illustrieren den Vorzug von Boltons Zugang zu seinem Thema und der von ihm gewählten Methoden an das Thema besonders gut.

Nicht weniger stark und intellektuell überzeugend sind die beiden Unterkapitel „To Sign or Not to Sign“, in denen er anhand ausgewählter Beispiele (u. a. Jaroslav Mezník, Jiří Grůša, Jiří Pechar, Ivan Klíma) die Schwierigkeiten und Widersprüchlichkeit wichtiger menschlicher Entscheidungen verdeutlicht.

Mit den dissidentischen Texten auf die gleiche Weise wie mit dem äquivalenten öffentlichen Diskurs umzugehen, ist ungewöhnlich, dennoch gelingt Bolton dies, vor allem in der Analyse von Vaculíks „Český snář“ oder Hejdáneks „Dopisy přáteli“ (Briefe an den Freund). Überzeugend zeigt er dabei, wie eine gelesene Unterhaltung als „Modell für einen sich selbst schaffenden Diskurs“ funktioniert. Ähnlich funktionierten auch die offenen Briefe, die zudem die brennende Frage der eigenen Abgeschlossenheit thematisierten.

„Worlds of Dissent“ ist ein aufschlussreiches und gut geschriebenes Buch, das neue Perspektiven auf ein Thema bietet, bei dem man oft den Eindruck hatte, es sei längst alles dazu gesagt worden. Die Interpretationen, die Bolton für die Opposition unter den Bedingungen des Normalisierungsregimes aufzeigt, sind dabei nicht allein für die Tschechoslowakei inspirierend. Verdienstvoller als dieser ungewohnte Blick und die Formulierung einer Reihe von weiteren Fragen, auf die die Antwort noch aussteht, ist meiner Ansicht nach aber der theoretische Impuls, den Bolton gibt. Wer sich künftig mit der Geschichte der Dissidenten in der Tschechoslowakei befassen möchte, wird an seiner Arbeit nicht vorbeikommen.

Prag

Miroslav Vaněk

*Scholl-Schneider, Sarah: Mittler zwischen Kulturen. Biographische Erfahrungen tschechischer Remigranten nach 1989.*

Waxmann, Münster, New York, München, Berlin 2011, 279 S. (Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V., Bd. 94), ISBN 978-3-8309-2574-3.

Sarah Scholl-Schneider befasst sich mit tschechischen Emigranten, die nach 1989 „aus dem Westen“ zurückkehrten. Dieses Thema hat zwar vereinzelt das Interesse von Soziologen und Historikern hervorgerufen, in der ethnologischen Fachliteratur

wurde es aber vernachlässigt. Von bisherigen Forschungen unterscheidet sich die Arbeit von Scholl-Schneider auch in ihrem Erkenntnisinteresse. Denn im Mittelpunkt ihrer Untersuchung steht die Frage nach der Rolle der Remigranten in den Transformationsprozessen in der Tschechischen Republik nach 1989, bei der Demokratisierung der tschechischen Gesellschaft und ihrer Anpassung an „westliche Werte“ sowie nach der Funktion der Remigranten als Mittler eines Kulturtransfers. Dabei greift Scholl-Schneider auf das historiographische Konzept des Kulturtransfers zurück, wobei Kultur im breiten Sinne des Wortes begriffen wird, d. h. als eine Ansammlung von materiellen Gütern, aber auch Ideen, Wissen, Praktiken, Handlungsmustern und Werten usw. (S. 25).

Scholl-Schneider wirft eine breite Palette von Fragen auf, es geht um die Beweggründe für die Rückkehr, das Engagement der Remigranten nach der Heimkehr, ihre Auseinandersetzungen mit den Problemen, die sich „zu Hause“ auftun, ihre Selbstbilder und Fremdbilder (Bilder der „Zu-Hause-Geblienen“) sowie ihre Mittlerfunktion oder die Art und Weise der Rezeption, Aneignung und Umwandlung bzw. Abweisung der transferierten Güter. Die Antworten sucht Scholl-Schneider auf der Ebene der Akteure – sie fragt also nach den Sichtweisen der Remigranten. Dementsprechend arbeitet sie vor allem mit biografischen Quellen, darunter an erster Stelle mit Oral-History-Interviews, die von gedruckten biografischen Materialien sowie Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln ergänzt werden.

Allerdings wurde die Gruppe der untersuchten Remigranten eingeschränkt. Scholl-Schneider interessiert sich besonders für die „Elite“ unter den Zurückkehrenden, was sie mit der Theorie der Transformationsforschung begründet, die dieser eine große Rolle beim Systemwechsel beimisst. Als Gegner des alten Regimes und Träger mindestens zweier kultureller und politischer Systeme sei diese Gruppe der Remigranten dazu prädestiniert, zum Aufbau eines demokratischen Systems beizutragen (S. 11).

Das Thema und die gewählten Forschungsfragen machten den Rückgriff auf mehrere Disziplinen erforderlich. Scholl-Schneider bewegt sich geschickt am Schnittpunkt von Ethnologie und Erzählforschung (Leitlinien des Erzählens), Politikwissenschaft (Problematik der Elite), Geschichtswissenschaft (Theorien der politischen Remigration und des Kulturtransfers, Oral-History-Methode) und schließlich der Soziologie (Methode der Idealtypen, Transformationsforschung).

Das Buch ist in fünf Kapitel gegliedert. Nach der Einführung, in der bündig das Forschungsprojekt, Forschungsfragen und Forschungsstand vorgestellt werden, folgt das zweite Kapitel mit einer breiteren historischen und gesellschaftlichen Kontextualisierung. Unter anderem beschreibt Scholl-Schneider die tschechischen Emigrationswellen des 20. Jahrhunderts, schildert die Bedingungen und den Verlauf der Remigration in die Tschechoslowakei (bzw. Tschechische Republik) nach 1989 und nimmt die Entwicklung der Eliten nach dem Systemwechsel von 1989 unter die Lupe. Dabei gelangt sie zu dem Schluss, dass die Remigranten als „Elitenreservoir“ bereit gestanden hätten, von der neuen einheimischen Elite aber nicht als solche wahrgenommen wurden, weshalb sie kaum je ins Land zurückgerufen worden seien (S. 69). Nur einige frühere Dissidenten hätten ihr Potential erkannt – deren Einfluss war aber bekanntlich nicht von langer Dauer. Nur die Elite der sogenannten grauen Zone setzte sich durch.



Die Kapitel drei und vier, in denen das empirische Material präsentiert und interpretiert wird, könnten auch separat gelesen werden. Jedes Kapitel hat eine eigene Fragestellung, in jedem kommt eine andere Analysemethode zum Einsatz. In der Zusammenschau entsteht ein facettenreiches Bild, das zu komplexen Antworten auf die Hauptfragen der Arbeit führt.

Im dritten Kapitel nimmt Scholl-Schneider den Prozess der Remigration in den Blick, wobei sie überzeugend mit der Oral-History-Methode arbeitet. Sie stützt sich dabei auf die Themenanalyse und wendet das Konzept der Leitlinien des Erzählens von Albrecht Lehmann an, mit dem sie die narrativen Prioritäten der InterviewpartnerInnen sichtbar macht. So kann sie zeigen, welche Themen ihren Interviewpartnern wichtig sind und welche verschiedenen Deutungen sie umfassen. Zunächst thematisiert sie die mit der Emigration zusammenhängenden Erinnerungen, dann widmet sie sich der Remigration. Diese wird in den Interviews als Schritt erzählt, der schwieriger war als die Emigration. Ausführlich berichten die InterviewpartnerInnen über ihre Probleme und nötigen Anpassungsstrategien nach der Rückkehr, wobei sie besonders die „sozialistische Lebensweise“ in der „alten Heimat“ als problematisch darstellen. Scholl-Schneider deutet die Selbstbilder und Fremdbilder wie auch die Vorurteile der Remigranten als eine Reaktion auf die Erlebnisse nach der Remigration, namentlich auf die Vorurteile der „Zu-Hause-Geblienen“, die die Remigranten häufig als „Landesverräter“ einstufen. Scholl-Schneider argumentiert, dass die Remigranten einen gemeinsamen Habitus (Bourdieu) annehmen, der allerdings nur nach außen identitätsstiftend wirke, innerhalb der Remigranten-Gruppe werde er nicht geteilt (S. 151).

Um Kulturtransfer – verstanden als Transfer von Ideen, Wissen, politischen und sozialen „Technologien“ – geht es im vierten Kapitel. Inspiriert von der fallvergleichenden biografischen Forschung konstruiert Scholl-Schneider Idealtypen, anhand derer sie zwölf Interviews auswertet, u. a. mit Vilém Prečan und Karel Hvizďala, um nur die bekanntesten Gesprächspartner zu nennen. Sie identifiziert vier Cluster ähnlicher Verläufe, aus denen sich die Idealtypen ergeben, wobei jedem Cluster eine Kategorie an „Transfergut“ zugeordnet werden kann (S. 160): Es gibt die Mittler politischer „Technologien“, die sozialer „Technologien“, die Mittler von Wissen und die Mittler von Ideen. Für jeden Mittler werden minutiös drei Phasen des Kulturtransfers nachvollzogen (Selektion, Transport und Integration des transferierten Gutes). Scholl-Schneider blickt dabei sowohl auf die individuelle als auch auf die nationale Ebene. Für letztere zieht sie auch andere als biografische Quellen hinzu, um die Integration eines Transferguts in den Aufnahmekontext nachzuweisen, was sich bei den Mittlern von Ideen als am schwierigsten erweist. Die Idealtypen vergleicht Scholl-Schneider unter den Aspekten Generation, Exilland, Exildauer, Netzwerke, Gender, Transfers und Transformation der Gesellschaft. Sie kommt zu dem Schluss, dass der enge Kontakt zur Heimat bzw. heimatlichen Netzwerken während der Zeit der Emigration für einen erfolgreichen Transfer ausschlaggebend war. Zum Gelingen von Transfer habe ferner auch beigetragen, wenn der Remigrant in seinem Beruf bleiben konnte (S. 245 f.).

Scholl-Schneider ist sich der Grenzen ihrer Untersuchungsmethode durchaus bewusst. Nicht jeder passt in das Raster – so ließ sich z. B. der Liedermacher Jaroslav

Hutka keinem Idealtypus zuordnen. Mitunter bedürfe der Nachweis einer Transferleistung auch einer längeren Beobachtungsdauer.

Im Resümee fasst Scholl-Schneider nicht nur ihre Erkenntnisse zusammen, sondern richtet den Blick auch auf die Aufnahmegesellschaft. Sie folgert, dass es ein „Zeitfenster“ von rund zehn Jahren gegeben habe, das die Chance einer erfolgreichen Rückkehr bot. Dabei konstatiert sie einen Zusammenhang mit dem Aufstieg und der Etablierung der Sozialdemokraten als Regierungspartei bis Ende der neunziger Jahre, für die die Remigranten vorübergehend ein Elitenreservoir darstellten. Zudem kommt sie auf die Haltung der tschechischen Gesellschaft zum Thema Remigration zu sprechen, die sie als eher negativ charakterisiert. Die Remigranten befänden sich in einer „doppelten Marginalität“ – sie gälten weder als „echte Tschechen“ noch sei ihre Erfahrung im Ausland wirklich gefragt (S. 254). Als Beleg für die negative Einstellung der tschechischen Gesellschaft den Remigranten gegenüber zitiert Scholl-Schneider Äußerungen aus Internetforen aus der Zeit des Präsidentschaftswahlkampfes 2008. Der ehemalige Emigrant Jan Švejnar, der sich damals um den Präsidentenposten bewarb, wurde als Landesverräter diffamiert und es wurde ihm unterstellt, er sei „kein Tscheche“ mehr. Scholl-Schneider sieht hierin ein Weiterwirken der einstigen kommunistischen Propaganda.

Freilich könnte man kritisch einwenden, dass Internetforen eine ganz spezifische Öffentlichkeit repräsentieren. Und man könnte auf die Präsidentschaftswahl vom Januar 2013 hinweisen, in der der Kandidat Karel Schwarzenberg zwar den gleichen (r)emigrantenfeindlichen Anfeindungen ausgesetzt war, aber dennoch die Stimmen von 45 Prozent der Wähler erhielt. Das zeigt deutlich, dass unterschiedliche Faktoren eine Rolle spielen, die eingehender erforscht werden müssten. Das könnte sehr spannend sein – genauso spannend wie das lesenswerte Buch von Scholl-Schneider.